Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 182 (2014)

Heft: 31-32

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

31–32/2014 • 31. JULI • 182. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

ÜBER IDENTITÄT, ZUSAMMENLEBEN UND ABSCHOTTUNG IN DER SCHWEIZ

Ein halbes Jahr nach der «Masseneinwanderungsinitiative» und einige Monate vor der Abstimmung über die «Ecopop-Initiative» sollten wir uns darauf besinnen, was die «Identität» der Schweiz ausmacht, was unser Verhältnis zu «Ausländern» ist und wie wir das Zusammenleben in unserem Land gestalten wollen. Der 1. August steht genau zwischen diesen beiden wichtigen Daten – Grund genug, die diesjährige Botschaft der Schweizer Bischöfe diesem Thema zu widmen.

Ausgangspunkt unserer Überlegung ist das Jesus-Wort: «Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen» (Matthäus 25,35). Dem Thema der «Identität der Schweizer Bevölkerung» wollen wir uns nähern, indem wir drei Aspekte hervorheben:

– die Identität des Schweizer Volks, dem Souverän unseres Landes;

– die christliche Identität, welche Gemeinschaft und Zugehörigkeit stiftet und tief in Geschichte und Tradition des Schweizer Volkes verankert ist;

– die Identität des Anderen, die man im Hinblick auf das Zusammenleben nicht ausblenden darf.

1. Die Identität der Schweizer Bevölkerung

Gemeinsame Werte stehen am Ursprung des jahrhundertelangen Zusammenlebens der Menschen in der Schweiz. Es sind Werte, aus denen sich immer wieder neu Modelle für ein gutes Zusammenleben entwickeln lassen.

– Am Ursprung der Schweiz steht das Verlangen nach Autonomie und Selbstbestimmung. Es ermöglichte der Schweiz geschichtlich, sich aus unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen mit verschiedenen Sprachen, Konfessionen, Kulturen und Traditionen zusammenzufügen und zusammenzubleiben. Daraus leitet sich die Überzeugung ab, dass die Schweiz eine «Willensnation» ist, weniger eine auf Abstammung und Blutsbande (*ius sanguinis*) gegründete Nation.

– Die Vielfalt ist ein grundlegendes Element der Identität der Schweizer Bevölkerung. Auf politischer Ebene ist dafür die «Zauberformel» das markanteste Beispiel, da sie es möglich gemacht hat, in unserer Regierung die unterschiedlichen politischen Kulturen zu verbinden, seien sie freisinnig, sozialistisch, katholisch, reformiert, städtisch oder ländlich geprägt.

– Es ist wichtig, dass die Suche nach Problemlösungen pragmatisch und nicht ideologisch erfolgt. Vermittlung führt immer zur Suche nach einem – wenn vielleicht auch kleinen – gemeinsamen Nenner, um Konflikte zu entschärfen und gemeinsam Antworten zu finden.

– Das Volk hat immer das letzte Wort. Wer eine Lösung sucht, muss also die Extreme abschwächen, weil er von vornherein mit dem Volk und der direkten Demokratie rechnen muss.

– Die ideelle Verankerung der Schweizerin, des Schweizers in unserem Land beschreibt ein Begriffspaar: Heimat (dort, wo man geboren und aufgewachsen ist) und Bürgerort (von dort stammen die Vorfahren). In diesem Sinne hat der Schweizer Bürger «multiple Identitäten»: Er wird an einem Ort geboren, lebt und arbeitet meistens an einem anderen Ort. Er kann sich so auf den Ort seiner Vorfahren als «Vaterland» beziehen, wenn er auch ganz woanders lebt.

– Die gegenseitige Hilfe, die bereits zu Beginn der Eidgenossenschaft die Urkantone prägte, entwickelte sich weiter zur tiefen humanitären Tradition der Aufnahmebereitschaft und Solidarität.

2. Christliche Identität

Niemand kann bestreiten, dass die biblischen und christlichen Werte jene Wurzeln der Schweizer Bevölkerung sind, die am tiefsten reichen. Die christliche Gemeinschaft muss diese Werte wieder entdecken und sich ihrer neu bewusst werden. Sie muss aber auch diese christlichen Werte auf die Bedürfnisse der Gegenwart

441 1.-AUGUST-BOTSCHAFT
445 LESEJAHR
446 VATIKANUM II
449 KIPA-WOCHE
457 DOPPEL-STRUKTUR
460 WALLFAHRT
461 AMTLICHER TEIL
462 DOKU RKZ

1.-AUGUST-BOTSCHAFT

hin aktualisieren. Es genügt nicht, sich ihrer zu erinnern und sie im Munde zu führen. Es bedarf auch der Interpretation, des Klarwerdens über ihre Bedeutung für heute, vor allem auch der praktischen Umsetzung.

Gegenwärtig werden die christlichen Werte häufig zur Schau gestellt und von Leuten verkündet, die sie als Werkzeug gegen einen potenziellen Feind instrumentalisieren wollen (gegen den Anderen, gegen den Fremden, gegen Muslime). Wir dürfen uns als Kirchen nicht darauf beschränken, diese Werte nur zu wiederholen, ohne sie für die Gegenwart auszulegen. Sonst laufen wir Gefahr, dass Gläubige auf jene hören, die die christlichen Werte instrumentalisieren, um «unsere christlichen Traditionen zu verteidigen», ohne diese zu verstehen und, vor allem, ohne sie zu leben. Wir werden dann eine Menge guter Christen haben, die überzeugt davon sind, dass das Christentum am besten verteidigt wird, wenn der Zugang von Ausländern begrenzt, deren Rechte eingeschränkt und Mauern und Schranken errichtet werden. Deshalb rufe ich an dieser Stelle einige Passagen aus der Heiligen Schrift ins Gedächtnis, die für die christliche Betrachtung der Fremden massgebend sind:

In der Tora, den Weisungen des Alten Testaments, taucht das Thema schon sehr früh auf. Man erinnere sich an Deuteronomium 24,17–22, wo der Fremde mit anderen Benachteiligten, den Waisen und Witwen, gleichgesetzt wird, welche besonderen Schutz benötigen:

17 Du sollst das Recht von Fremden, die Waisen sind, nicht beugen; du sollst das Kleid einer Witwe nicht als Pfand nehmen. 18 Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat dich der Herr, dein Gott, dort freigekauft. Darum mache ich es dir zur Pflicht, diese Bestimmung einzuhalten. 19 Wenn du dein Feld aberntest und eine Garbe auf dem Feld vergisst, sollst du nicht umkehren, um sie zu holen. Sie soll den Fremden, Waisen und Witwen gehören, damit der Herr, dein Gott, dich bei jeder Arbeit deiner Hände segnet. 20 Wenn du einen Ölbaum abgeklopft hast, sollst du nicht auch noch die Zweige absuchen. Was noch hängt, soll den Fremden, Waisen und Witwen gehören. 21 Wenn du in deinem Weinberg die Trauben geerntet hast, sollst du keine Nachlese halten. Sie soll den Fremden, Waisen und Witwen gehören. 22 Denk daran: Du bist in Ägypten Sklave gewesen. Darum mache ich es dir zur Pflicht, diese Bestimmung einzuhalten.

Zentral auch die Stelle bei Levitikus 19,33–34 (Gesetz der Heiligkeit) wo wir ermahnt werden, den Fremden «wie sich selbst» zu lieben:

33 Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. 34 Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.

Auch im Neuen Testament fehlt es nicht an Appellen, den Anderen aufzunehmen, Appelle für die Offenheit gegenüber Unterschieden, für die Gerechtigkeit, das Verzeihen, das gegenseitige Verständnis und die Geschwisterlichkeit. Zentral sind einige Verse im Matthäusevangelium (Mt 25). Hier finden wir eine prophetische Schilderung des Jüngsten Gerichts. Dort werden die Menschen an ihrem Verhalten gegenüber den Bedürftigen gemessen werden:

34 Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. 35 Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; 36 ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen. 37 Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben? 38 Und wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen, oder nackt und dir Kleidung gegeben? 39 Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? 40 Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.

3. Identität des Anderen

Die Schweiz hat in Europa nach Luxemburg den grössten Anteil an Ausländern, nämlich fast einen Viertel der hier wohnhaften Bevölkerung. In Frankreich sind es zum Beispiel knapp 6 Prozent, in Deutschland etwas über 8 Prozent. Zwar lassen sich die Zahlen nur bedingt vergleichen, weil die Hürden für eine Einbürgerung bei uns viel höher sind als in den meisten EU-Staaten. Trotzdem sagen die Zahlen etwas aus über das Schweizer Integrationsmodell: Konflikte, die mit der Präsenz von Fremden in unseren europäischen Nachbarländern zusammenhängen, sind bei ihnen weit grösser als bei uns, obwohl sie einen geringeren Anteil an Ausländern kennen.

Eine erste sich aufdrängende Überlegung ist verknüpft mit der Vielschichtigkeit der Identität des Fremden. Es handelt sich um plurale Identitäten, die mit dem Ursprungsland, der Ethnie und der Religionszugehörigkeit verknüpft sind. Es ist unmöglich, ein gemeinsames Muster «des Fremden» zu definieren. Aber wir müssen uns bewusst machen, dass die Schweizer Bevölkerung (mit ihrer eigenen Identität) mit einer Fülle von Identitäten konfrontiert ist, was eine Annäherung schwierig macht. Verallgemeinerungen und Vereinfachungen können entstehen, die trennen und auseinanderbringen, statt zu verbinden und anzunähern.

Man darf auch nicht übersehen, dass sich innerhalb ein und derselben ethnischen Gruppe unterschiedliche Identitäten entwickeln. Etwa der Immigrant, der wegen der Arbeit oder aus Existenzgründen in die Schweiz kam; oder derjenige oder diejenige, der oder die der zweiten Generation angehört, in der Schweiz zur Schule ging und hier kulturell zu Hause ist und sich Wertmassstäbe unserer Kultur angeeignet hat, die nichts mit dem Ursprungsland der Eltern zu tun haben. Wir haben es hier mit unterschiedlichen Identitäten zu tun, sei es innerhalb derselben Familie oder derselben ethnischen Gruppe. Wird ein junger Mensch aus dem Kosovo oder aus Sri Lanka, der in der Schweiz geboren wurde und hier die Schule besucht hat, sich zur Identität seiner Herkunft bekennen oder zu jener seiner gegenwärtig erlebten Umgebung? Etwas Neues, das heute als bedrohlich gesehen wird, hat mit der religiösen Identität zu tun. Zwar gehört die deutliche Mehrheit der Zuwanderer auch heute noch einer christlichen Kirche an. Aber neu kommen auch vermehrt Menschen mit einer anderen Religion zu uns, vor allem Muslime. Ein weiteres Motiv der Angst für die historische Identität der Schweiz.

4. Zusammenleben

Das Zusammenleben gründet sich auf Werte, Normen und gemeinsame Verhaltensweisen. Wir müssen diese

klar benennen. Gleichzeitig gilt es, Unterschiede zu erkennen und das Gespräch darüber zu suchen. Differenzen spalten nicht nur, sie erlauben auch Begegnung.

Der Person und nicht einer «Kategorie» zu begegnen, verpflichtet dazu, den Ausländer, der an unsere Tür klopft, beim Kennenlernen unserer Sprache, Geschichte, unserer Institutionen und Gesetze zu unterstützen. Für den Aufbau einer integrationsfähigen Gesellschaft ist es unerlässlich, den Dialog und die positive Begegnung zu fördern, um den Kern von gemeinsamen Werten zu erkennen, auf denen die gegenseitige Integration aufbauen kann. Das Denken, den Anderen überlegen zu sein, führt zur Bildung von Parallel-Gesellschaften. Dieses Denken muss überwunden werden. Damit ein friedliches Miteinander möglich wird, müssen falsche Überzeugungen aufgeben werden, die man teils aus Angst, teils wegen Konflikten oder schlicht aus Desinteresse angenommen hat.

Lasst uns die Tatsache ernst nehmen, dass Ausländer und Fremde unter uns leben. Wir sollen das nicht aus Blindheit und Gleichgültigkeit als unbedeutende Randerscheinung abtun. Aber vermeiden wir den aus Unwissenheit genährten Eifer, der sich bei einigen unter uns in Angst, Abwehrkampf und Opposition gegen ihre Anwesenheit ausdrückt. Andere treibt ein ähnlicher Eifer dazu, die Gleichheit jedes Glaubens zu vertreten und alle ohne Rücksicht auf die Unterschiede in den gleichen Topf zu werfen.

Besonderes in Bezug auf die islamische Religion muss man sorgsam darauf achten, dass der klare Unterschied zwischen religiöser und ziviler Welt akzeptiert wird, zwischen Glaubensauffassungen und staatlichen Gesetzen. Wir müssen uns darum bemühen, dass die Muslime unseren Weg der Säkularisation verstehen und zwischen Religion, Glaube und Gesellschaft unterscheiden lernen. Für das gute Zusammenleben braucht es diese positiv-kritische, sorgsame und überlegte Haltung. Dass knapp ein Viertel unserer Bevölkerung Ausländer sind, zeigt, dass die traditionelle Wertschätzung der Gastfreundschaft, welche die Schweiz auszeichnet, im Lauf der Jahrhunderte nicht geringer geworden ist.

Sicher gibt es negative Erscheinungen, die angeprangert und bekämpft werden müssen. Denken wir an die meist aus Osteuropa stammenden Frauen, die mit dem Versprechen einer Arbeitsstelle hergelockt und dann in die Prostitution getrieben werden. Diese Plage ist eine Schande für unser Land und seine Traditionen.

Eine andere Plage sind Niedriglöhne für ausländische Arbeiter. Das geht so weit, dass unsere Arbeiter ihren Job verlieren und durch ausländische Billiglohnkräfte ersetzt werden. Dieser Schande muss man die Stirn bieten und sie bekämpfen, indem man einen Mindestlohn für die unterschiedlichen Wirtschaftssektoren festlegt. Auch wenn die letzte Volksinitiative für einen Mindestlohn deutlich abgelehnt wurde, so bleibt das Problem doch aktuell. Man muss auch Aufträge an Sub-Unternehmen kontrollieren, um Lohndumping zu verhindern, das immer auch auf Kosten der Qualität geht. Es versteht sich von selbst, dass der arbeitslose Schweizer Arbeitnehmer sich gedemütigt und verletzt fühlt durch die ungerechte Situation, die in einzelnen Regionen, speziell dem Tessin, auf dem Arbeitsmarkt entstanden ist. In diesem Fall sollte man nicht von Ausländerfeindlichkeit sprechen, sondern von offenkundiger Ungerechtigkeit auf dem Arbeitsmarkt.

Für mehr soziale Gerechtigkeit

Man kann den Grundsatz nicht oft genug wiederholen, der in der Präambel unserer Bundesverfassung festgeschrieben ist: «Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen.» Wir denken dabei nicht nur an den Fremden, sondern auch an jene, die arm, krank und alt sind. Der Grundsatz muss in unseren Gesetzen mit voller Kraft umgesetzt werden, um die Schwächsten zu schützen.

Wir denken an den alten Menschen, dessen Familie nicht mehr für ihn sorgen kann. Wenn man keinen Platz in einem Pflegeheim für ihn findet, fühlt er sich gedemütigt, vernachlässigt und empfindet sich als Last für die Gesellschaft.

Wir müssen erkennen, dass es Auswirkungen für das Leben einer Person hat, ob Gesetze mehr oder weniger korrekt ausgestaltet werden. Wenn wir bei uns Asylsuchende beherbergen und ihnen eine, wenn auch bescheidene, Arbeit vermitteln, setzen sie sich ein und tragen zum Wohl der ganzen Gemeinschaft bei. Sind sie zum Nichtstun verurteilt, werden sie leicht Straftäter, weil sie einer unmenschlichen Situation ausgesetzt sind. Je mehr wir uns mit ihrem dramatischen Los beschäftigen, desto besser können wir mit Verstand und Menschlichkeit helfen.

5. Abschottung

Werte können zwischen Schweizern und Ausländern unterschiedlich sein und sich konkurrenzieren. Die instinktive Reaktion ist, diese dann auszuschliessen. Besser noch: die Abschottung. Nämlich den Ausschluss bereits im Vorfeld, bevor man überhaupt etwas darüber weiss. Das erste Gefühl, das zur Abschottung führt, ist die Angst. Ein legitimes und natürliches Gefühl, das jedoch überwunden werden muss, weil es irrational ist.

Die Angst zu verleugnen heisst, die Wirklichkeit zu verleugnen. Einfach zu behaupten, «dass man keine Angst vor Ausländern haben muss», reicht nicht aus. Die richtige Antwort hingegen ist rational und lädt dazu ein, den Anderen kennenzulernen, die Ignoranz des Unbekannten zu überwinden. Die Regel, «dass man jemandem in die Augen schauen muss, wenn man ein Almosen gibt», gilt auch für die Begegnung mit einem Menschen, den man nicht kennt. In diesem Fall mit dem Fremden. Es öffnet sich eine andere Perspektive, wenn der Wunsch besteht, den Anderen kennenzulernen.

Der Grenzgänger, italienischer Handwerker, der sich mit Aufträgen im Tessin über Wasser hält, aber auch der Asylsuchende oder der Pendler sind Menschen, mit denen man sprechen und sich auseinandersetzen kann, die man kennenlernen kann.

Es sind andere Fremde, vor denen wir wirklich Angst haben müssen und von denen man eigenartigerweise nie als Bedrohung spricht. Es sind «unsichtbare» Fremde, ohne Gesicht. Ein Treffen mit ihnen ist unmöglich, doch bestimmen sie die Bedingungen für unser Leben und sind für das Zusammenleben eine wirkliche Gefahr. Das sind die internationalen Finanzgesellschaften, die ganze Wirtschaftssysteme zusammenbrechen lassen, nur durch das Verschieben von Vermögen, ohne Werte zu schaffen. Das sind auch verbrecherische Clans, die zur Geldwäsche Unternehmen und Gewerbebetriebe unter ihre Kontrolle bringen und den Gewinn ihrer Massagesalons und Bordelle über den Finanzmarkt verschieben.

1.-AUGUST-BOTSCHAFT

Die Ausländer, denen wir begegnen, ob Grenzgänger, osteuropäische Serviertochter oder Flüchtling aus Nigeria, haben einen Namen und Vornamen, ein Gesicht, Gefühle, Träume, Enttäuschungen und Hoffnungen. Das sind konkrete Ausgangspunkte für das Kennenlernen und das Zusammenleben.

Der gefährliche Fremde (die Finanzgesellschaft, die Geld wäscht, die Verbrecherbande, die die eigenen Landsleute zu Sklaven macht) ist anonym, hat keinen Namen, kein Gesicht, kein Herz, keine Seele und nur das Ziel, Geld zu machen. Mit diesem Fremden können wir nicht sprechen, wir können ihm nicht ins Angesicht sehen oder ein Gespräch mit ihm beginnen. Wir können uns auch nicht mit ihm streiten. Andererseits stört er uns nicht sehr, da er keinen Stau auf der Autobahn verursacht und nicht in unsere Häuser einbricht. Aber er nimmt uns hinterhältig in seine Fänge, indem er uns das Gewissen und die Kultur stiehlt.

Die Bedrohung durch die Migration ist ein sich wiederholender Refrain. Immer wird die Überfremdung der Schweiz befürchtet, vor allem seit Beginn des letzten Jahrhunderts. Aber diese Bedrohung, auf irrationale Weise ständig im Bewusstsein eines Teiles der Bevölkerung präsent und durch nationalistische Parteien und lokale Bewegungen schlau instrumentalisiert, muss relativiert werden. Zeit und Konkordanzpolitik haben diese Angst immer wieder beseitigt.

Bevor man die letzte Episode dieser Saga, die Volksabstimmung vom 9. Februar 2014 «gegen die Masseneinwanderung», als fremdenfeindliche Abstimmung abtut, sollte man sie analysieren. Und vor allem muss sie in Zusammenhang gesetzt werden mit einem Europa, in dem die Abschaffung der Grenzen und der freie Personenverkehr bei vielen Völkern irrationale und verworrene Reaktionen ausgelöst haben.

In diesem Sinne hat die Schweiz nur eine unter den europäischen Bevölkerungen verbreitete Stimmung sichtbar gemacht und vorweggenommen. Es können sich in Europa daraus zwei entgegengesetzte Szenarien ergeben: Entweder verliert sich mit der Zeit diese Stimmung in der neuen Generation von europäischen Bürgern, die zuerst «Europäer» und dann Deutsche, Portugiesen, Engländer, Griechen, Spanier oder Franzosen sind, oder es entsteht ein Übergewicht der nationalistischen und euroskeptischen Bewegungen, die zu Abspaltungen vom «europäischen Koloss» führen werden.

Von Abschottung zu sprechen bedeutet auch, von der Selbst-Abschottung des Fremden vor den Schweizern zu sprechen. Die Motive dafür sind zahlreich: die Angst, die Furcht, zurückgewiesen zu werden, die Sprachprobleme. Ohne Sprache gibt es keine Verständigung. Und dazu die Einsamkeit des Fremden, des Immigranten, des Flüchtlings. Ein Seelenzustand, der dazu führt, sich in sich selbst zurückzuziehen oder, noch schlimmer, in eine Gruppe, die sich selbst ausschliesst.

6. Zu einer universellen Geschwisterlichkeit

Alle Menschen sind Brüder und Schwestern, denn sie sind Söhne und Töchter des Vaters im Himmel (Matthäusevangelium 23,9). Der eine und einzige Schöpfer erleuchtet alle seine Kinder mit dem Licht seines Wortes (Johannesevangelium 1,1–9). Die spezielle Begabung jedes Volkes und jeder Kultur zeigt die Vielfalt und die Schönheit der Schöpfung.

Wir wissen, dass Emigration etwas Schmerzliches ist, die aus Not erfolgt und dazu zwingt, Arbeit und Zuhause anderswo zu suchen. Die Erfahrung, die gegenwärtig viele benachteiligte Völker machen, war vor nicht allzu langer Zeit auch unsere Erfahrung. Gott will eine gerechte Verteilung des Reichtums, damit jedes Mitglied der Menschheitsfamilie Frieden und Wohlstand geniessen kann. Das Zeichen des Manna, das gerecht verteilt wird, ist ein Hinweis auf den Willen des Vaters, dass die Menschen in Geschwisterlichkeit leben sollen (Exodus 16,17–21). Den Druck der hungernden Völker kann man nicht mit Waffen oder immer höheren Grenzzäunen abschwächen, sondern indem man zurückgibt, was Gier und die Habsucht einiger in vielen Ländern der Welt geraubt haben.

Unsere Schweizer Diözesen machen seit Jahrzehnten eine Erfahrung, die nicht übersehen werden soll. Man hat auf verschiedenen Kontinenten Zentren für Zivilisierung und Evangelisierung geschaffen. Kleine Welten sind entstanden, die Landwirtschaft, Handwerk, öffentliche Gesundheit und Bildung fördern. Aus diesen Regionen kommt niemand zu uns, ausser einige Spezialisten, die wieder zurückkehren, um ihre Landsleuten neue Dinge zu lehren. Indem man die Grundlagen für eine harmonische Entwicklung schafft, legt man die Basis für dauerhaften Frieden. Der Friede wurde und wird niemals mit Waffen geschaffen, sondern durch das Teilen der Güter.

Die Schweiz hat begonnen, Licht in ein dunkles Kapitel seiner Sozialgeschichte zu bringen, indem sie den Schleier über das traurige Los von Kindern, Buben und Mädchen, jungen Opfern fürsorgerischer Zwangsmassnahmen, lüftet. Betroffen sind Verdingkinder, zwangsadoptierte Kinder, Personen, die aufgrund administrativer Massnahmen in geschlossenen Anstalten untergebracht wurden, Menschen, denen das Recht auf Fortpflanzung durch Zwangssterilisierung oder Zwangsabtreibung genommen wurde. Dazu kommen noch Übergriffe an Fahrenden. Während die Zivilgesellschaft für diese tragischen Ereignisse sensibilisiert wird und man finanzielle Entschädigungen für die schlimmsten Fälle von Unrecht und erlittenem Missbrauch bereitmacht, bleibt einzig, keine neuen Ungerechtigkeiten und kein neues Leid durch Egoismus oder ungerechtfertigte Ängste zu bewirken.

Das Schlechte, das an uns zehrt, ist unser Egoismus. Je mehr wir den Verstand und das Herz der Geschwisterlichkeit öffnen, desto mehr legen wir die Grundsteine für das Erscheinen einer besseren Welt. So wird unser Land, im Einsatz für die Umsetzung seiner Devise «Einer für alle und alle für einen», seine Erfahrung mit der Geschwisterlichkeit in die ganze Welt ausweiten.

In der Fülle des Lebens wird «Gott alles in allen sein» (1 Korinther 15,28). Lasst uns immer mehr in der Liebe wurzeln, um zu erfahren, dass unser Leben so die universelle Geschwisterlichkeit verwirklicht, die für uns alle ein Schlüssel zum Glück ist.

Wir hoffen, dass das in authentischer Treue zu unserer zivilen, sozialen, kulturellen und religiösen Identität geschehen kann.

Im Namen der Schweizer Bischöfe:
Mgr. *Pier Giacomo Grampa*, emeritierter Bischof von Lugano

JESUS LERNT VON EINER FRAU

Die Begegnung Jesu mit der Syrophönizierin (Mt 15,21–28) – im Lesejahr A das Evangelium vom 20. Sonntag im Jahreskreis – leitet zu christologischem Nachdenken an.

Hohe dogmatische Christologie …

Jesus ist «wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch», «der Gottheit nach dem Vater wesensgleich und der Menschheit nach uns wesensgleich, in allem uns gleich ausser der Sünde», so formuliert das Konzil von Chalzedon (451; vgl. DH 301). Um diese Glaubensaussage hat die Alte Kirche gerungen, und zwar im Blick auf das Menschsein Jesu ebenso wie im Blick auf sein Gottsein und die Verbindung von beidem. Hinsichtlich des Menschseins wurden nach und nach mehrere Aspekte zunächst problematisiert und daraufhin entschieden festgehalten: (1) Die Menschengestalt ist nicht nur eine zum Schein angenommene Verkleidung. (2) Menschlich an Jesus ist nicht nur das «Fleisch», die körperliche Seite, vielmehr ist er ein «ganzer Mensch». (3) Eigens geklärt wird, dass zu diesem ganzen Menschen auch eine menschliche Seele und (4) ein menschlicher Wille gehört (also das, was im Menschen das Prinzip der Versuchbarkeit und Einfallstor für Sünde ist).

… in heutigen Kontexten weitergedacht

Der Kontext dieser Suchbewegung, die bis zum Konzil von Konstantinopel 680/681 dauerte, ist die antike, hellenistisch geprägte Anthropologie. In ihrem Bannkreis brachte die Glaubenssaussage über Jesus Christus mit dem Begriff der menschlichen Natur eher eine statische Vorstellung des Menschseins zum Ausdruck.

Heutige Anthropologien sind stärker von geschichtlichen Denkhorizonten geprägt. Sie nehmen das Menschsein in der Spannung von Sein und Werden und in relationaler Bezogenheit auf die Mitwelt wahr. Dem Menschen ist sein Selbstsein so aufgegeben, dass er es vermittelt durch den Bezug auf das Andere, das ihm von aussen begegnet, in freiheitlicher Entscheidung vollbringen muss.

Deswegen gehört zum Menschsein eine Lebensgeschichte, in der uns Menschen die eigene Herkunft vorgegeben und die Zukunft entzogen ist. Damit verbunden ist die Begrenztheit des eigenen Wissens und Erkennens sowie die Notwendigkeit, das eigene Selbst und den eigenen Auftrag vermittelt durch Lernprozesse, insbesondere durch Erfahrungen innerhalb der eigenen Lebensgeschichte, zu vollziehen.

Diese anthropologischen Perspektiven forderten in der Neuzeit und Moderne die christologische Frage nach dem wahren Menschsein Jesu neu heraus. So wurde Karl Rahner von der Frage umgetrieben, inwiefern die menschliche Existenz auch für Jesus als Wagnis, im «Sichanvertrauen an das Unübersehbare»[1] und darum auch in Formen des Nichtwissens zu leben war: Sonst hätte er nicht das prekäre Menschsein geteilt, wie es für uns dramatisch und als Pilgerschaft ins Verhüllte hinein aufgegeben ist.

Solidarität Gottes mit prekärem Menschsein

Die Alte Kirche hat gewusst, worum es bei der Frage nach dem wahren Menschsein geht. Das entscheidende Kriterium war: «Was nicht angenommen ist, ist nicht erlöst.» Darum wuchs die Überzeugung, dass in Jesus Christus all das, warum das Menschsein erlösungsbedürftig ist, von Gott angenommen ist. Für die Alte Kirche waren die entscheidenden Punkte die Leiblichkeit des leidensfähigen und sterblichen Menschen sowie die menschliche Seele und der menschliche Wille des versuchbaren und wankelmütigen Menschen. Die Solidarität im wahren Menschsein ist damit aber nicht abschliessend definiert. Aus demselben Grund werden wir heute in Jesus Christus die erlösende Nähe Gottes darin erkennen, dass Gott sich in ihm in eine menschliche Lebensgeschichte hineingibt, die auch das soziale Angewiesensein, Nicht-Wissen, Wachsen und Lernenmüssen teilt. Andernfalls wäre ihm die Mühsal des Lebens, das Sichloslassen im Vertrauen, das Wagnis der Entscheidung ebenso wie ein echtes Eingebundensein in die menschliche Gemeinschaft (im Empfangen und Geben) fremd geblieben.

Bei näherem Hinsehen ist diese Art von Fragestellung dem biblischen Jesusbild alles andere als fremd. Gleich dreimal betont das Lukasevangelium in der Kindheitsgeschichte, dass Jesus nicht nur physisch, sondern auch an Geist und Weisheit wuchs (vgl. Lk 1,80; 2,40.52).

Lernen ist keine Sünde

Zudem erzählen die Evangelien ohne Vorbehalte von Jesu Lerngeschichten. Einen schönen Zugang dazu eröffnete im Jahr 1988 das schöne Büchlein von Wilhelm Bruners unter dem Titel: «Wie Jesus glauben lernte». Es ist 2012 neu aufgelegt worden.[2]

Wie Bruners im Vorwort des Buches erinnert, ist nach christlicher Überzeugung Jesus «in allem uns gleich, ausser der Sünde» und fügt an: «Lernen ist keine Sünde.[3] Auch darin wurde ER uns gleich, das ER – mit uns – gelernt hat.»[4] Vor diesem Hintergrund beschreibt Bruners Jesus in lernender Verbundenheit mit seinem familiären, religiösen und kulturellen Kontext.

Eine dieser Lerngeschichten ist die Begegnung Jesu mit der Syrophönizierin. Die heidnische Frau, die Jesus für ihre kranke Tochter bittet, muss eine Abfuhr einstecken, die bei Matthäus (Mt 15,21–28) besonders harsch gezeichnet wird. Anders als im Markusevangelium (Mk 7,24–30) erhält die Frau von Jesus zunächst überhaupt keine Antwort, sondern erfährt nur aus seinen Worten zu den Jüngern, dass er sich als für sie nicht zuständig ansieht. Erst auf nochmaliges Bitte hin weist er sie direkt und unfreundlich ab. «Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen.» Doch die Hartnäckigkeit der Frau bringt eine Wende. Jesus anerkennt ihren Glauben.

«Durch die namenlose Frau lernt Jesus»

«Wir, die späten Heiden (und ‹Hunde›) möchten gern von ihm [Jesus] immer schon mitgemeint sein. Es ist schwer zu ertragen, wenn er, zumindest eine Zeitlang, nur seine Aufgabe für Israel sah: Sammlung der verlorenen Schafe Israels! Aber nicht, jedenfalls zunächst nicht, Sammlung der Völker.

Die Frau hätte allen Grund, bei der beleidigenden und abweisenden Haltung und Rede Jesu wegzugehen, den jüdischen Rabbi zu verfluchen, der sie und die Not ihrer Tochter so wenig beachtet. Wir müssen ihr dankbar sein, dass sie hartnäckig bleibt, voll Ausdauer und sich durch die Beleidigung nicht beirren lässt. (…) Sie greift die Beleidigung auf und verändert sie zu ihren Gunsten, widerlegt Jesus mit seinen eigenen Worten – und gewinnt! (…)

Der Glaube der Frau (Glaube hat in der Bibel oft mit Beharrlichkeit zu tun) hat Jesus überzeugt. Er ‹bekehrt› sich zu ihr, wendet sich ihr zu, hört und erhört ihre Bitte. (…)

Durch die namenlose Frau lernt Jesus: Er ist nicht nur für die verlorenen Schafe des Hauses Israel da! Die Sammlung aller Völker beginnt. Insofern hat die Frau für ihn eine Botschaft, die ihm in der Begegnung mit ihr gegeben wird und die er vorher so nicht sah.»[5]

Eva-Maria Faber

[1] Karl Rahner: Dogmatische Erwägungen über das Wissen und Selbstbewusstsein Christi, in: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 12: Menschsein und Menschwerdung Gottes. Studien zur Grundlegung der Dogmatik, zur Christologie, Theologischen Anthropologie und Eschatologie. Freiburg i.Br. 2005, 335–352, hier 341.

[2] Wilhelm Bruners: Wie Jesus glauben lernte. Freiburg i.Br. 1988 / 2012 (Herder Spektrum 6547). Ich zitiere nach der Ausgabe von 1988.

[3] Er bezieht sich auf die Worte des 4. Hochgebetes, die im Bekenntnis von Chalkedon und letztlich in Hebr 4,15 wurzeln.

[4] Bruners, Jesus, 8.

[5] Bruners, Jesus, 92f.

Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Ordentliche Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie, ist seit 2007 Rektorin der Theologischen Hochschule Chur.

SKZ 31–32/2014

DIE BLEIBENDE AKTUALITÄT DES ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZILS (II)

VATIKANUM II

B. Rezeption des Konzils in der Schweiz

Im Blick auf die Konzilien des ersten Jahrtausends darf man wohl sagen, entscheidend für ein Konzil ist nicht das Ereignis und entscheidend sind nicht die Texte, sondern dessen Wirkungsgeschichte. Ob die Beschlüsse eines Konzils angenommen wurden oder nicht, war damals entscheidend für das Verbleiben in der Grosskirche, das hiess: Byzanz und Rom, oder die Bildung einer von der Grosskirche unabhängigen Kirche. Die Brüche in der Konzilsrezeption des ersten Jahrtausend zeigt sich heute in der Vielzahl der Ostkirchen unterschiedlicher Konfessionen.

I. Rahmenbedingungen

Eine ähnliche Folge erlebte das Erste Vatikanische Konzil mit der Bildung der alt- bzw. christkatholischen Kirche, und was aus dem Widerstand der Piusbruderschaft gegen das Zweite Vatikanische Konzil noch wird, ist offen. Es geht aber nicht nur um die Rezeption im grossen, sondern auch, wenn nicht noch mehr, um die Rezeption vor Ort, in den Einzelkirchen, das heisst im Bistum und in den Pfarreien. So bildet der Rezeptionsprozess also nicht nur einen wesentlichen Teil der Geschichte eines Konzils, sondern ist ein notwendig andauernder Vorgang im Leben der Kirche.

a. Tief greifende kulturelle Wandlungen

Dieser Rezeptionsprozess wird von günstigen wie ungünstigen Rahmenbedingungen beeinflusst. Dazu gehören ganz einfach die Kommunikationsmöglichkeiten. Dazu gehören aber auch kirchliche Kräfte, die förderlich oder hinderlich sein können, dazu gehören kulturelle und gesellschaftliche Gegebenheiten. Zwei Gegebenheiten wirkten sich bislang besonders aus: die tief greifenden kulturellen Wandlungen der langen Sechzigerjahre und der nachhaltige Traditionalismus in der Kirche. Der kanadische Sozialphilosoph Charles Taylor bringt diese kulturellen Wandlungen auf den Begriff «expressive Revolution».[16] Der Stellenwert der Autorität wurde kleiner und der Wille zur Authentizität entsprechend grösser. Im religiösen bzw. kirchlichen Bereich kann für Autorität «Bibel», «Tradition», «kirchliches Lehramt» oder auch «Papst» stehen. Für diesen Wandel hin zu mehr Expressivität wurden Begriffe und Konzepte wie «Selbstverwirklichung» und «Persönlichkeitsentwicklung» wichtig. Für religiöse Menschen hiess und heisst das, nach persönlicheren Formen der Spiritualität zu suchen. Das konnte sich mit einem Widerstand gegen Fremdbestimmung in moralischen Fragen, gegen einen Moralismus und Regelfetischismus verbinden. Dieser Widerstand ist vermutlich auch ein Grund für den Niedergang der Einzel-Beichte, die vom kirchlichen Lehramt als Regelgestalt des Busssakramentes bezeichnet wird.

Aus Befragungen wissen wir, dass nicht nur diese Vorgabe des kirchlichen Lehramtes, sondern sogar weit zentralere ihre Überzeugungskraft verloren haben. Das zeigt sich als Kluft zwischen dem lehramtlich verkündeten Glauben und den religiösen und moralischen Einstellungen und Vollzügen der Gläubigen. Die Rezeption des Konzils muss deshalb immer auch im grösseren Kontext der Rezeption der Botschaft des Evangeliums gesehen werden.

b. Traditionalismus

Ein pastoraltheologisch angemessener Umgang mit dieser Problematik würde erschwert, wenn man sie durch voreilige normative Bewertungen und undifferenzierte Schuldzuweisungen lösen wollte. Eine derartige normative Bewertung ist unter anderem ein unerleuchteter Traditionalismus. Die römischen Theologen, die sich gegen die «Nouvelle Théologie» stemmten, vertraten einen Neothomismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, während sich die Theologen der «Nouvelle Théologie» namentlich auf die Kirchenväter, insbesondere die Griechen des 4. und 5. Jahrhunderts abstützten. Wer sich auf die Tradition beruft, muss auch sagen, auf welche.

Nicht zu vergessen ist, dass auch grosse Teile der römischen Kurie gegenüber dem Konzil im Allgemeinen und gegenüber manchen Texten im Besonderen skeptisch waren. Das wirkte sich auch auf manche nachkonziliare Erlasse aus.

Ein Sonderfall ist hier die Priesterbruderschaft St. Pius X., die im Grunde genommen den im 19. Jahrhundert erfolgreich gewordenen tridentinischen Katholizismus verewigen will.

Abgesehen von dieser extremen Position scheinen sich in der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bis heute zwei Parteien gegenüberzustehen. Die «Progressisten» und die «Traditionalisten»: jene, die vorwärtsgehen wollen, und jene, denen es nicht eilt. Den «Progressisten» wird von den «Traditionalisten» vorgeworfen, Neuerungen hätten die nachkonziliare Kirche in eine grosse Krise geführt. So wird von «traditionalistischer» Seite die offenkundige Unsicherheit im Glauben auf eine

Dr. Rolf Weibel war bis April 2004 Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet als Fachjournalist nachberuflich weiter.

[16] Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt a. M. 2009, 821.

«ungehemmte Verbreitung von theologischen Irrtümern auf Kathedern, in Büchern und Aufsätzen»[17] zurückgeführt. Gegen diese Schuldzuweisung kann und muss an die tief greifenden kulturellen Veränderungen erinnert werden.

Auch ein unaufgeregter Beobachter sieht die Spannungen zwischen vorwärts und nicht vorwärts gehen wollen, und er beobachtet diese Spannung in der Gesellschaft, in der Kultur und in der Politik. In der Kirche zeigt sich diese Spannung ebenfalls. Unpolemisch wird sie von der französischen Soziologin Danièle Hervieu-Léger mit der Gegenüberstellung von «Pilger» und «Konvertit»[18] und vom amerikanischen Soziologen Robert Wuthnow als Spannung zwischen «Suchenden» und «Verweilenden»[19] interpretiert.

Der Rezeptionsprozess des Zweiten Vatikanischen Konzils ist so von Rahmenbedingungen wie langfristigen Mentalitätsänderungen abhängig, die nicht das Konzil herbeigeführt hat, mit denen sich die Kirche aber konstruktiv auseinandersetzen muss. Mit Begriffen dieses Konzils gesagt: Diese Entwicklungen sind als «Zeichen der Zeit» zu lesen und im Licht des Evangeliums zu deuten.

2. Rezeptionsschritte in der Schweiz

Im Rückblick ist eigentlich erstaunlich, wie rasch in der Schweiz die Konzilsrezeption begonnen hat.[20] Im Bereich der Liturgie, für den die liturgische Bewegung viele Vorarbeiten geleistet hat, war die römische Kurie selber auch Schrittmacherin.

a. Liturgische Erneuerung

In der Konstitution über die heilige Liturgie erklärte das Konzil als seine Aufgabe, «sich um Erneuerung und Pflege der Liturgie zu sorgen».[21] Promulgiert wurde diese Konstitution am 4. Dezember 1963; gut einen Monat später, am 25. Januar 1964, wurde das Motu proprio «Sacram liturgiam» zur Ausführung der Liturgiekonstitution veröffentlicht und die Gründung des Rates zur Durchführung der Konstitution angekündigt. Am 17. Februar veröffentlichten die Schweizerischen Bischöfe ihre ersten Weisungen zur Einführung der Liturgiekonstitution,[22] und am 26. September des gleichen Jahres veröffentlichte der Rat gemeinsam mit der Ritenkongregation – ab 1967: Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung – die erste Instruktion zur Liturgiereform.

Bereits 1964 wurden verschiedene liturgische Neuerungen eingeführt: Am 25. April verfügte die Ritenkongregation eine neue Spendeformel der heiligen Kommunion, am 6. Juni modifizierte das Heilige Offizium seine Einstellung zur Kremation, am 21. November wurde das Gebot der eucharistischen Nüchternheit modifiziert. Nach Weihnachten 1964 führte das als freie Initiative entstandene Pastoralliturgische Symposium in Zürich sein erstes Treffen durch; in den darauf folgenden drei Jahren konnten weitere 16 gut besuchte Treffen durchgeführt werden.

1965 fand dann der grosse Umbruch statt. Frühzeitig liess die Schweizer Bischofskonferenz als ihre Vorgabe verlauten: «Jeder Schritt sei sorgfältig vorbereitet durch eine entsprechende Unterweisung; denn es geht nicht darum, lediglich äussere Gewohnheiten zu ändern, sondern eine Vertiefung des liturgischen Lebens der Gläubigen zu erreichen.»[23] Rückblickend wird man sagen müssen, dass in der Praxis auf die Änderung der Liturgie nicht selten mehr Wert gelegt wurde als auf ihre Pflege; so war schon im Jahr 1965 von einem Bildersturm in der Kirche die Rede.

b. Ökumenischer Aufbruch

Am 21. November 1964 wurde das Dekret über den Ökumenismus promulgiert, gut ein Jahr später, am 18. März 1966, erliess die Kongregation für die Glaubenslehre die Instruktion «Matrimonii sacramentum» über die konfessionsverschiedene Ehe, die am 19. Mai 1966 in Kraft trat. In ihrer Verlautbarung zu dieser Instruktion sprach die Schweizer Bischofskonferenz die Hoffnung aus, dass die Kirchen zu einer grösseren Einheit in der Ehelehre finden; dann könnte nämlich «sogar ein gemeinsames Studium der Pastoral der gemischten Ehe ins Auge gefasst werden (...), zumal in unserem Land der Wille der Kirchen zu gemeinsamer ökumenischer Arbeit durch die Schaffung von ‹Gesprächskommissionen› offiziellen Ausdruck gefunden hat».[24] Eingerichtet worden waren Gesprächskommissionen 1964 zum einen mit dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und zum andern mit dem Bischof und Synodalrat der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Überdies hatte die Bischofskonferenz eine katholische Kommission für Ökumenische Fragen bestellt.

Die Gesprächskommissionen gingen gleich die Mischehenfrage an, weil sie das Zusammenleben der Konfessionen damals am meisten belastete. Das Ergebnis dieser Arbeit war eine gemeinsame Erklärung, die von den Vertretern der drei Landeskirchen unterzeichnet wurde.[25] Drei Jahre später folgten mit der gleichen Genehmigung die Empfehlungen für gemeinsames Beten und gemeinsames Handeln.[26] Nachdem sich in der französischsprachigen Schweiz seit 1969 Seelsorger um eine gemeinsame Mischehenseelsorge bemühten, wurde am 1. Oktober 1971 im Auftrag der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission die deutschschweizerische Arbeitsgemeinschaft für Mischehenseelsorge gegründet.[27]

c. Beratungsorgane

Viel versprechend waren die Vorschläge des Konzils, aufgrund einer vertieften Ekklesiologie allen in der Kirche Möglichkeiten der Mitsprache und Mitverantwortung zu eröffnen. Das Dekret über

[17] Zuerst veröffentlicht von Hubert Jedin, in: Osservatore Romano vom 17. September 1968, 140.
[18] Danièle Hervieu-Léger: Pilger und Konvertiten: Religion in Bewegung. Würzburg 2004.
[19] Robert Wuthnow: After Heaven: Spirituality in America since the 1950s. Berkeley 1998, chapter 1: From Dwelling to Seeking.
[20] Rolf Weibel: Konzilsforschung und Konzilsrezeption in der Schweiz, in: Franz Xaver Bischof (Hrsg.): Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965). Stand und Perspektiven der kirchenhistorischen Forschung im deutschsprachigen Raum (= Münchener Kirchenhistorische Studien. Neue Folge, Band 1). München 2012, 159–177.
[21] Sacrosanctum Concilium Nr. 1.
[22] SKZ 132 (1964), 97f.
[23] Weisungen der Schweizerischen Bischofskonferenz über die Liturgie vom 30. Januar 1965, in: SKZ 133 (1965), 50f., hier 50.
[24] Die Schweizerische Bischofskonferenz zur Instruktion über die Mischehen, in: SKZ 134 (1966), 512.
[25] Gemeinsame Erklärung zur Mischehen-Frage. Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Konferenz der römisch-katholischen Bischöfe der Schweiz, Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz. Zürich 1967.
[26] Richtlinien und Empfehlungen für gemeinsames Beten und Handeln der Kirchen in der Schweiz. Herausgegeben vom Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, von der Konferenz der römisch-katholischen Bischöfe der Schweiz und vom Bischof und Synodalrat der christkatholischen Kirche der Schweiz. Zürich 1970.
[27] Rolf Weibel, [Zur Geschichte der] Ökumene in der Schweiz, in: Ökumene-Kommission der Schweizer Bischofskonferenz (Hrsg.): Für die Einheit der Kirche in der Schweiz. Eine ökumenische Orientierung. Freiburg o. J. [2005].

VATIKANUM II

die Hirtenaufgabe der Bischöfe wünscht sehr, «dass in jeder Diözese ein besonderer Seelsorgerat eingesetzt wird».[28] Das Dekret über Dienst und Leben der Priester erwartet die Schaffung eines Kreises oder Rates von Priestern, «der den Bischof bei der Leitung der Diözese mit seinen Ratschlägen wirksam unterstützen» kann.[29] In den Jahren 1967 und 1968 konnten in praktisch allen Bistümern Priester- und Seelsorgeräte ihre Arbeit aufnehmen, und in immer mehr Pfarreien wurden Pfarreiräte eingerichtet.

d. Ein synodales Ereignis

Eine besondere Anstrengung, die Konzilsbeschlüsse in die schweizerischen Verhältnisse umzusetzen, unternahmen die Bischöfe mit der Synode 72, den 1972–1975 durchgeführten Diözesansynoden, die gesamtschweizerisch vorbereitet und gleichzeitig durchgeführt wurden und die zudem einige Entscheide gesamtschweizerisch koordiniert verabschiedeten. Weil die synodale Arbeit mehrheitlich und auch von den Bischöfen als wertvoll eingeschätzt wurde und «um den Gläubigen die Möglichkeit zu geben, ihre Mitverantwortung mit den Bischöfen auch da zu verwirklichen, wo sich pastorale Entscheidungen aufdrängen, die das ganze Land betreffen», schlug die Synode 72 als Nachfolgegremium einen Gesamtschweizerischen Pastoralrat vor. In der Folge verabschiedete die Schweizer Bischofskonferenz das von ihrer Pastoralplanungskommission erarbeitete Statut dieses Pastoralrates, erhielt aber von der römischen Kongregation für den Klerus die Genehmigung dafür nicht.[30]

Die Synode 72 hatte auch angeregt, die ekklesiologischen Implikationen der Forderung nach Strukturen der Mitverantwortung zu klären. Die Schweizer Bischofskonferenz griff diese Empfehlung auf und beauftragte ihre Theologische Kommission mit einer Studie, die 1979 veröffentlicht wurde.[31] Obwohl Gremien der Mitverantwortung bestanden, verbreitete sich der Eindruck, zwischen dem Kirchenvolk und den Amtsträgern öffne sich ein zunehmend breiter werdender Graben. Die Pastoralplanungskommission der Bischofskonferenz thematisierte dieses Unbehagen und veröffentlichte ihre Überlegungen dazu mit der Bitte, ihr Bemerkungen, Einwände und Anregungen mitzuteilen.[32] Im Rückblick hat man den Eindruck, diese Bemühungen der beiden Kommissionen hätten nichts bewirken können.

3. Rezeption auf halbem Weg

Durchgeführt in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre, markiert die Synode «den Abschluss einer ersten Phase der Konzilsrezeption in der Schweiz».[33] Zwischen der Ankündigung des Konzils, dem Konzilsabschluss und der Synode 72 hat sich stimmungsmässig viel verändert. In der Schweiz hatte die Konzilsankündigung nämlich «ein geballtes Interesse und Erwartungen» geweckt, «die sich bis zur Euphorie steigerten, ein Vorgang, der in der Kirchengeschichte einmalig dasteht».[34] Der Verlauf des Konzils enttäuschte dann manche Erwartungen. In den ersten Jahren nach dem Konzil wurden Neuerungen eingeführt, die zu einer wachsenden Polarisierung beitrugen: Den einen gingen sie zu weit, den anderen zu wenig weit. Zur Polarisierung beigetragen haben auch päpstliche Verlautbarungen zu Themen, die das Konzil aussparen musste: 1967 bekräftigte Papst Paul VI. mit seiner Enzyklika «Sacerdotalis caelibatus» die Pflicht zur priesterlichen Ehelosigkeit; 1968 gestattete er mit der Enzyklika «Humanae vitae» anderseits den Verheirateten nur natürliche Methoden der Empfängnisverhütung. Das Ergebnis war eine gewisse Resignation, zumal der Aufbruch, der erwartete Frühling der Kirche ausblieb.

Statt zu resignieren, sollten wir einen neuen Blick auf das Konzil selber und vor allem auf seine Texte werfen und fragen, wo die Rezeption stecken geblieben ist, wie all das, was sich die Päpste und die Bischöfe vom Konzil versprochen hatten, unter den heutigen Rahmenbedingungen von Gesellschaft und Kirche eingelöst werden könnte. Das soll uns in den nächsten zwei Beiträgen beschäftigen. *Rolf Weibel*

[28] Christus Dominus Nr. 27.
[29] Presbyterorum Ordinis Nr. 7.
[30] Der Ersatz, die Interdiözesanen Pastoralforen von 1978 in Einsiedeln und von 1981 in Lugano, wurde nicht fortgeführt. Geblieben ist die jährliche Tagung von Delegierten der diözesanen und kantonalen Seelsorgeräte, die seit 1985 von der Pastoralplanungskommission der Bischofskonferenz unter dem Titel «Interdiözesane Koordination» einberufen wird.
[31] Mitsprache und Mitverantwortung in den Pastoralräten, in: SKZ 147 (1979), 261–265.
[32] Les organismes de coresponsabilité. Ce que l'on peut en attendre – à quelles conditions, dans: Évangile et Mission N° 35 (15.9.1983), 604–619.
[33] Franz Xaver Bischof, Seitenblicke auf die Konzilsrezeption in Europa, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte. (Vierzig Jahre II. Vatikanisches Konzil) 26 (2007), 136.
[34] Albert Gasser: Der Paukenschlag des Papstes: Die Ankündigung des Konzils 1959. Das Echo: Schock bis Euphorie – Atmosphärisches und Inhaltliches um Vorbereitung und Beginn des II. Vatikanums, in: Manfred Belok / Ulrich Kropač (Hrsg.): Volk Gottes im Aufbruch. 40 Jahre II. Vatikanisches Konzil (= Forum Pastoral 2). Zürich 2005, 81.

Konzilstexte

Wer Besitzer der Zweitauflage des «Lexikons für Theologie und Kirche» ist, weiss die drei Ergänzungsbände mit den lateinisch-deutschen Texten der 16 Konzilsdokumenten und den Kommentaren dazu zu schätzen. Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft macht diese drei Bände nun in Lizenzausgabe (Darmstadt 2014) wiederum zugänglich, im ersten Band kurz eingeleitet mit Statements von Wolfgang Huber (über das Konzil als Ereignis für den Dialog der Kirchen und Religionen), Walter Kardinal Kasper («Von der Bedeutung der Texte des Konzils und der Konzilskommentare») und Hans Küng («Kritische Reflexionen»). *(ufw)*

«Konzilsmetaphern»

Mariano Delgado / Michael Sievernich (Hrsg.): Die grossen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre Bedeutung für heute. (Herder Verlag) Freiburg-Basel-Wien 2013, 455 S.

Der vorliegende Aufsatzband mit insgesamt 23 Autorinnen und Autoren bietet unter dem Stichwort «Die grossen Metaphern des Konzils» eine höchst anregende Lektüre in Sachen Hermeneutik des Konzils und dessen Dokumente, die sowohl den Texten wie auch den zeitgenössischen Kontexten gerecht werden soll. Dazu haben sich hermeneutische Regeln herausgebildet. Die Herausgeber sprechen sich dabei für eine Hermeneutik der Evangelisierung aus, die petrinisch und paulinisch hilft, nötige Neuerungen anzupacken. *(ufw)*

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
22.7.14 / Nr. 29
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

«Brücken dürfen nicht über die Fragen hinwegfahren»

Dank Hartmut Haas entsteht in Bern ein Haus der Religionen

Von Josef Bossart

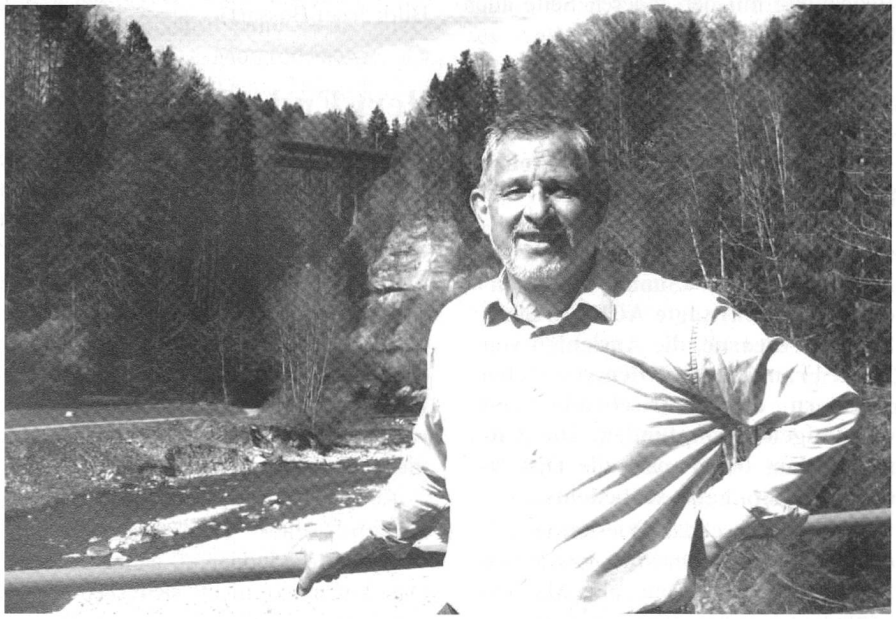
Bern. – Ende Jahr wird in Bern ein «Haus der Religionen» eingeweiht. Als Geschäftsführer des Vereins «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» hat Hartmut Haas (65) seit dem Jahr 2000 beharrlich auf dieses Ziel hingearbeitet. Brückenbau par excellence. Wie müssen Brücken beschaffen sein, damit sie tragen? Wir treffen Hartmut Haas an der Schwarzwasserbrücke im bernischen Schwarzenburgerland.

Hartmut Haas ist Pfarrer der Herrnhuter Sozietät Bern. Die Wurzeln der Herrnhuter Bewegung reichen bis zum böhmischen Reformator Jan Hus im 15. Jahrhundert zurück, Verfolgung und Flucht prägten ihre Geschichte während der Gegenreformation. In Bern gibt es die Herrnhuter seit 1739.

Grenzgebiet im Graben

Jetzt stehen wir auf der Schwarzwasserbrücke, die hoch über dem Sensegraben auf dem Schienen- und Strassenweg Schwarzenburg mit Bern verbindet. Tief unter uns fliesst die Schwarzwasser, die sich in der Nähe in die Sense ergiesst. In den Höhlen und Überhängen im Sensegraben fanden einst die Fahrenden und Vogelfreien Zuflucht vor Verfolgung. Er sei von diesen Tälern und Schluchten und ihrer Geschichte sehr schnell fasziniert gewesen, erzählt der gebürtige Schwarzwälder, der vor 14 Jahren von Basel nach Bern gekommen ist. Der Sensegraben markierte ursprünglich auch den konfessionellen Graben zwischen katholischem Kanton Freiburg und reformiertem Kanton Bern. Aber eben: Um diese Geschichte wirklich kennenzulernen, muss man schon in diesen Graben hinabsteigen.

Wozu taugen Brücken wie die Schwarzwasserbrücke hoch über der zerklüfteten Flusslandschaft? Ganz gewiss sind sie für den schnellen Aus-



Hartmut Haas auf der alten Schwarzwasserbrücke; im Hintergrund oben die neue.

Editorial

Trotz Franziskus. *– «Schmerzliche Zahlen» haben am 18. Juli die deutschen Bischöfe vorlegen müssen. Nach mehrjährigem rückläufigem Trend haben 2013 wieder mehr Katholiken ihrer Kirche den Rücken gekehrt – knapp 179.000 waren es.*

Die Affäre rund um den Bau der Bischofsresidenz in Limburg stand, so vermutet der Religionssoziologe Michael Ebertz, bei vielen am Ende eines längeren Entfremdungsprozesses von der Kirche. Der Gipfel der durch die Limburger Affäre mitbedingten Kirchenaustritte werde wohl erst 2014 erreicht, meint er. Und: Langfristig müsse sich Deutschlands katholische Kirche auf Austrittszahlen von über 100.000 jährlich einstellen. Denn das «Enttäuschungspotenzial» für Katholiken sei anhaltend hoch. Ebertz: «Trotz der Ermutigung durch Papst Franziskus, er alleine kann aber nicht alles richten.» Eben. **Josef Bossart**

Das Zitat

Supergau. – «Der Wert von 2010 wird mit 179.000 Austritten fast erreicht – das heisst: Wir verzeichnen erneut einen der Spitzenwerte seit der Jahrtausendwende. Damit liegt eine ähnliche Interpretation wie für 2010 nahe: Die Kirche kommt aus den Skandalen und Skandalisierungen nicht heraus. 2010 ging es um Sexualität und sexuellen Missbrauch, 2013 vor allem in Limburg um den verheerenden Umgang mit Finanzen. Wenn beides zusammenkommt – Sex und Geld in der Kirche – dann ist das im Grunde der Supergau. Wir sehen also eine Variation und eine Chronifizierung der Skandale in der katholischen Kirche. Hier liegen die Hauptursachen für die hohen Austrittszahlen.»

Der deutsche Religionssoziologe ***Michael Ebertz*** *im Interview mit der* ***Katholischen Nachrichten-Agentur*** *über den Anstieg der Austritte aus der katholischen Kirche in Deutschland im Jahr 2013; 2010 hatten 181.000 Katholiken ihre Kirche verlassen; 2012 waren es 118.000.* (kipa)

Namen & Notizen

Pia Gyger. – Die langjährige Leiterin des St.-Katharinawerks, Zen-Meisterin und Mitbegründerin des Lassalle-Instituts in Edlibach ZG ist am 15. Juli 73-jährig in Basel gestorben. Sie hat 1995 mit dem Jesuiten und Zen-Meister Niklaus Brantschen im Lassalle-Haus der Jesuiten das Lassalle-Institut gegründet und bis 2003 mit ihm geleitet. Sie hat ferner mit Brantschen auch das Projekt «Jerusalem, offene Stadt zum Erlernen des Friedens in der Welt» initiiert. Im Oktober 2013 hat Gyger zusammen mit Brantschen das viel beachtete Buch «Es geht um die Liebe. Aus dem Leben eines zölibatären Paares» veröffentlicht. Die beiden waren während über vierzig Jahren ein Paar. (kipa / Bild: zVg)

Kurt Koch. – Der Schweizer Kurienkardinal hat ein mutigeres Eintreten für verfolgte Christen in der Welt gefordert. «Ich glaube, wir schweigen zu viel», sagte Koch in einem Interview mit dem «Osservatore Romano» (20. Juli). Geschätzt 80 Prozent der aus religiösen Gründen verfolgten Personen seien Christen, so Koch. Heute litten damit mehr Christen unter Verfolgung als in den Zeiten der frühen Kirche. Zugleich hob der vatikanische Ökumeneminister die grosse Bedeutung christlicher Märtyrer für eine Annäherung zwischen den christlichen Konfessionen hervor. Sie seien «der Samen der Ökumene und der künftigen Einheit». Die «Ökumene des Leidens» bilde das tiefste Fundament für das Gespräch zwischen den Konfessionen. (kipa / Bild: Jacques Berset)

Franziskus. – Der Papst hat sich besorgt über die Vertreibung der Christen aus der nordirakischen Stadt Mossul durch die Terrorgruppe «Islamischer Staat» geäussert. Seit den Anfängen des Christentums hätten Christen in Mossul gelebt und dort wie in anderen Teilen des Orients einen wertvollen Beitrag zum Wohl der Gesellschaft geleistet, sagte Franziskus am 20. Juli beim Angelus-Gebet auf dem Petersplatz. (kipa)

tausch, für die rasche Verbindung ein Segen. Gerade in einer Zeit wie heute drohe jedoch die Gefahr, es bei möglichst komfortablen Brückenschlägen zu belassen und dabei zu vergessen, dass man auf diese Weise ganze Landschaften und die Geschichte der Menschen ausblende, sagt Hartmut Haas.

Niederschwellige Übergänge

Will der interreligiöse Dialog fruchtbar und wahrhaftig sein, darf er sich nicht mit Brücken begnügen, die, sagt er, «möglichst schnell über die Fragen hinwegfahren». Wirklicher Brückenbau bestehe darin, die Herausforderungen aus der Geschichte der einzelnen religiösen Traditionen, ihre Unterschiede in den sozialen Entwicklungen, in den theologischen Konstellationen und den Gedankengebäuden wirklich ernstzunehmen.

Inzwischen sind wir bei der alten Schwarzwasserbrücke unten beim Fluss angelangt, die 1832 übrigens von Sträflingen erbaut worden ist, wie Hartmut Haas weiss. Im interreligiösen Dialog dürfe es Brücken geben, doch sollten diese so sein wie die Brücke hier, meint er: niederschwellige Übergänge, eingebettet in die Landschaften hüben und drüben. Statt Gräben zuzuschütten oder zu negieren, brauche es beim Dialog der Religionen kleine Brücken, die Begegnung ermöglichen, um die andere Seite wirklich in ihrer Seinsart und in ihrer Ursprünglichkeit zu verstehen, sagt er. Doch die Herausforderung bleibt: «Der interreligiöse Dialog ist immer noch ein Gang über einen ungesicherten und vorläufigen Steg. Es gibt noch viel zu wenig gesicherte, solide und verlässliche Übergänge, die dafür sorgen, dass die Begegnung mit der anderen Seite auch wirklich gelingt.»

In Nischen entwickelt

Denn manchmal ist der interreligiöse Dialog noch immer «etwas Flatterhaftes und Leichtes», weiss Hartmut Haas. Das lasse sich etwa dann feststellen, wenn aus aktuellem Anlass plötzlich wieder alte Vorurteile zum Beispiel zwischen Katholiken und Reformierten reaktiviert würden. Oder wenn wieder einmal alle Muslime in denselben fundamentalistischen Topf geworfen würden.

Der interreligiöse Dialog ist jedenfalls keine schnelle Brückenverbindung. Doch ein schwankender Steg, auf den sich nur wenige trauen, sollte er auch nicht sein. Er dürfe auch kein Sonderinteresse weniger bleiben, die sich mit Nischen abfinden, meint Hartmut Haas am Ufer der Schwarzwasser, wo einst Fahrende, Jenische und Juden hausten. «Den Dialog des Lebens und der Religionen bedrohten solche, die es immer besser wussten – Gelehrte, Bischöfe, Institutionen, die proklamierten: Mein eigener Glaube ist der richtige, und wenn du dem anderen begegnest, dann entfernst du dich von deinem Glauben.»

Inzwischen habe jedoch auch unter den offiziellen Kirchenverantwortlichen eine ganz andere Haltung Einzug gehalten: «Der Dialog der Religionen ist zu einem wesentlichen Teil des Auftrags der Kirchen geworden.» Wahrzunehmen ist dieser Auftrag auf dem Niveau der alten Schwarzwasserbrücke: möglichst nahe an Wasser und zerklüfteter Flusslandschaft.

Dieser Beitrag ist Teil der Kipa-Sommerserie 2014 «Sie bauen Brücken». Darin kommen Frauen und Männer zu Wort, die in verschiedensten Bereichen Brücken schlagen. (kipa / Bild: Josef Bossart)

Priestervereinigung fordert Ende des Zölibats

Dublin. – Die irische Priestervereinigung ACP fordert ein Ende der Pflicht zur Ehelosigkeit für katholische Priester. Im Interview der Sonntagszeitung «Sunday Independent» (20. Juli) sagte ACP-Sprecher Seamus Ahearne, die Ansichten von Papst Franziskus würden von vielen Priestern als «erfrischend» und «ermutigend» empfunden. Die Tatsache, dass der Papst «die Diskussion eröffnet» habe, sei bedeutsam.

Zudem müsse das Priestertum geöffnet werden, so Ahearne. «Es dürfen nicht nur Männer sein, alte Männer, zölibatäre Männer. Wir brauchen eine Mischung von Männern, Frauen, jungen Leuten, alten Leuten, Verheiratete und Unverheiratete, alle.» Ahern hält es nur noch für eine Frage der Zeit, bis die katholische Kirche auch Frauen im Priesteramt erwägt.

«Irgendwann muss es passieren», wird Ahearne von der Zeitung zitiert. «Wer hätte schon gedacht, dass Franziskus gewählt werden würde? Wer hätte jemals gedacht, dass die Art von Dingen, die er sagt, gesagt werden könnten?»

Es sei Zeit für Veränderungen, so Ahearne weiter. Viele Priester arbeiteten, bis sie 75 oder 80 Jahre alt seien. Das könne so nicht weitergehen. Die Kirche brauche Nachwuchs. (kipa)

Bischofskonferenz empfängt Zöfra

«Weltweit einmalig»: Seit 1997 fand erstmals wieder ein Treffen statt

Freiburg i. Ü. – Eine Delegation der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat den Verein vom Zölibat betroffener Frauen (Zöfra) in Freiburg zu einem Gespräch empfangen. Das Treffen vom 14. Juli habe in einer «angenehmen, aufmerksamen Atmosphäre» stattgefunden, sagte Gabriella Loser Friedli, Mitbegründerin und Vereinspräsidentin, auf Anfrage. Heute gebe es «mehr Raum» in der SBK, um auch über «ganz schwierige Sachen» zu sprechen, so Loser Friedli.

Die Zöfra unterstützt Frauen, die eine Liebesbeziehung zu einem katholischen Priester haben, aber auch betroffene Priester. Der Verein versucht seit vielen Jahren, seinen Anliegen bei der SBK Gehör zu verschaffen.

Neuer Anlauf für Dialog

Während sieben Jahren traf man sich einmal jährlich mit einer Delegation der Kommission Bischöfe-Priester, sagte Loser Friedli gegenüber Kipa. Die Zöfra sistierte die Gespräche 2007, als sie feststellte, dass der Vertreter der SBK die Konferenz nicht über den Inhalt der Gespräche informierte. Seit einigen Jahren gebe es aber wieder Bemühungen, miteinander ins Gespräch zu kommen. Anlass dafür sei die Aufarbeitung der Missbrauchsfälle durch die Kirche gewesen.

Am 14. Juli kam es nun seit 1997 erstmals wieder zu einem Treffen zwischen Vertretern der SBK und dem Verein. Zum Gespräch geladen hatte SBK-Präsident Markus Büchel. Anwesend waren laut Loser Friedli auch der Westschweizer Bischof und SBK-Vizepräsident Charles Morerod sowie der Basler Weihbischof Denis Theurillat.

Weltweit einmaliges Treffen

Loser Friedli zeigte sich zufrieden über den Verlauf des Gesprächs. Dieses habe in einer «angenehmen, aufmerksamen Atmosphäre» stattgefunden. Heute gebe es «mehr Raum» in der Bischofskonferenz, um auch über «ganz schwierige Sachen» zu sprechen, stellte sie fest.

Dass eine Organisation wie die Zöfra von einer Delegation einer Bischofskonferenz empfangen werde, sei ihres Wissens «weltweit einmalig» und von daher «bemerkenswert». In der Regel reagierten Bischöfe nicht auf Briefe von Organisationen, die sich mit der gleichen Thematik befassen.

Man habe nicht mit einem umfassenden «Forderungskatalog» einfahren wollen, sagte Loser Friedli zum Inhalt des Gesprächs. Es sei vorerst darum gegangen, einmal eine erste Auslegeordnung der Problemfelder zu machen. Man habe gespürt, dass es den Bischöfen heute bewusst ist, dass es «ein Problem» gebe. «Ich glaube, es hat sich grundsätzlich etwas verändert.» Lange Zeit hätten die Bischöfe wenig Respekt für die Arbeit der Zöfra gezeigt. «Heute anerkennen sie unsere Arbeit.»

Der Verein habe dennoch einige Anliegen bei der SBK deponieren können, sagte Loser Friedli weiter. Die Zöfra

Gabriella Loser Friedli

wünsche sich etwa, dass die Bischöfe künftig ihren Ermessensspielraum bei der Laisierung von Priestern, die in einer Beziehung mit einer Frau lebten, «voll ausschöpfen». Die Bischöfe könnten zum Beispiel einen Teil der Restriktionen aufheben, von denen laisierte Priester betroffen sind, und so deren Aufgabenbereich in der Pastoral ausweiten. Ohne Laisierung ist eine Weiterbeschäftigung in der Kirche nicht möglich. Dieses Anliegen habe die Delegation der SBK gut aufgenommen.

Der Verein wünscht zudem einen Ansprechpartner bei der Bischofskonferenz, der den direkten Kontakt ermöglicht. Auch für dieses Anliegen habe Bischof Büchel Verständnis geäussert. Die SBK habe versprochen, zwei Vorschläge zuhanden der Bischöfe auszuarbeiten. Das Thema soll an der nächsten Versammlung zur Sprache kommen.

Ausserdem habe Büchel versprochen, das Thema «Kommunikation zwischen Priestern und Bischof» in die Konferenz einzubringen. Man habe die Bischöfe auf die Bedeutung der Gesprächskultur hingewiesen. Priester sollten «keine heillose Angst» davor haben, ihrem Bischof anzuvertrauen, dass sie sich zum Beispiel verliebt hätten. (kipa / Bild: Jonathan Friedli)

Kurz & knapp

Bischöfinnen. – Die anglikanische Kirche von England hat das Bischofsamt für Frauen geöffnet. Die Generalsynode stimmte am 14. Juli in York mit den Zwei-Drittel-Mehrheiten von Bischöfen, Geistlichkeit und Laien für eine Zulassung von Bischöfinnen. Die Öffnung des Bischofsamts für Frauen in der anglikanischen Kirche erschwert aus Sicht des Direktors der Vatikanzeitung «Osservatore Romano», Giovanni Maria Vian, den ökumenischen Dialog erheblich. «Aber sie bedeutet sicher nicht dessen Ende», sagte der Kirchenhistoriker. (kipa)

Armut in der Schweiz. – Rund 590.000 Menschen in der Schweiz haben 2012 laut Bundesamt für Statistik ein Leben in Armut geführt; das entspricht 7,7 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung. 130.000 Personen waren erwerbstätig. Besonders oft von Armut betroffen sind Alleinerziehende, Menschen mit geringer Bildung und Personen, in deren Haushalt niemand erwerbstätig ist. Seit 2007 hat die Armutsquote um 1,6 Prozentpunkte abgenommen. (kipa)

Deutlich weniger Übergriffe. – Das Bistum Basel verzeichnet einen starken Rückgang der gemeldeten sexuellen Übergriffe im kirchlichen Umfeld. Wurden im Jahr 2010 noch 40 Fälle gemeldet, so seien es 2013 nur noch eine «Handvoll» gewesen, wie Adrienne Suvada, Mediensprecherin des Bistums Basel, gegenüber der Presseagentur Kipa bestätigte. Zu den Verdachtsfällen aus dem Jahr 2013 zählten verbale Verfehlungen und unerwünschte Berührungen, jedoch kein sexueller Missbrauch. Laut Suvada sind die Seelsorger heute enorm sensibilisiert, was sie als Resultat der Präventionsmassnahmen wertet. (kipa)

Nicht genug getan. – Katholische Bischöfe haben nach Ansicht des früheren vatikanischen Chefanklägers, Bischof Charles Scicluna, in der Vergangenheit oft zu wenig gegen pädophile Priester unternommen, obwohl das Kirchenrecht ihnen ein härteres Vorgehen ermöglicht hätte. «Viele Tragödien hätten vermieden werden können, wenn die Vorschriften des Kirchenrechts befolgt worden wären», sagte Scicluna der italienischen Tageszeitung «La Repubblica» (19. Juli). (kipa)

Die Genossenschaft kipa-apic in eigener Sache

Liebe Kipa-Kundinnen und -Kunden

Wie Sie sicher gelesen haben, steht die Genossenschaft kipa-apic vor grossen Veränderungen. An der Generalversammlung vom 4. Juli 2014 in Luzern wurde beschlossen, die Geschäftstätigkeit per 1. Januar 2015 in das neu gegründete Katholische Medienzentrum für die Deutschschweiz und in jenes für die Westschweiz zu überführen.

Dem Katholischen Medienzentrum für die Deutschschweiz in Zürich wird Charles Martig (bisher Geschäftsführer des Katholischen Mediendienstes) als Direktor vorstehen; die Redaktion wird in einem Mandat für die ersten zwei Jahre von Werner De Schepper geleitet. Unser langjähriger Chefredaktor Josef Bossart wird sich auf diesen Zeitpunkt hin frühpensionieren lassen – wir werden unseren grossen Dank für sein Engagement noch speziell zum Ausdruck bringen.

Unser kipa-Redaktionsteam wird zusammen mit den Mitarbeitenden des bisherigen Katholischen Mediendienstes im neuen Katholischen Medienzentrum verstärkt und mit neuem Schwung die Arbeit aufnehmen.

In der Westschweiz heisst der neue Verein cath.info. Erster Direktor ist Bernard Litzler, bisher Geschäftsführer des CCRT (Centre catholique de radio & télévision). Sitz der neuen Redaktion wird Lausanne sein.

Produkte weiterhin im Angebot

Wichtig für Sie als Kunde: Unsere Produkte (Tagesdienst, Kipa-Woche, Religionen heute) werden weiterhin angeboten. Unsere Medienkunden, die Institutionen und die Einzelleser erhalten weiterhin den abonnierten kipa- respektive apic-Dienst. Die neuen Medien-

kipa via Twitter auf dem Mobiltelefon

zentren werden die verschiedenen Dienste möglichst Ihren Bedürfnissen entsprechend optimieren und in nächster Zeit insbesondere auf die Medienkunden zukommen.

Wer von Ihnen nicht nur Kunde, sondern auch Genossenschafter bei kipa-apic ist, wurde in der Einladung zur Generalversammlung und im Jahresbericht über die nächsten Schritte informiert. Sie erhalten in nächster Zeit noch detaillierte Auskünfte.

Wir freuen uns auf einen Neustart in den sprachregionalen katholischen Medienzentren und hoffen sehr, dass wir Sie weiterhin und noch besser über die katholische Kirche, die Ökumene und brennende gesellschaftliche Themen informieren dürfen.

Mit freundlichen Grüssen

Die Co-Präsidentinnen
der Genossenschaft kipa-apic:
Beatrix Ledergerber-Baumer
Sabine Rüthemann
(kipa / Bild: Josef Bossart)

Daten & Termine

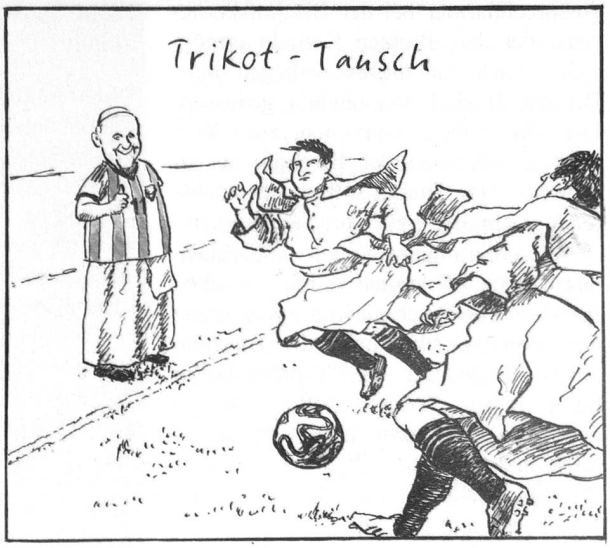
11. September. – Wie man Kurzfilme für den (kirchlichen) Internet-Auftritt dreht, will am 11. September in Olten SO ein eintägiger Videokurs des Schweizerischen Katholischen Pressevereins (SKPV) zeigen. Das Weiterbildungsangebot richtet sich an Mitarbeitende von kirchlichen Institutionen. Kursleiter ist der Videojournalist und Erwachsenenbildner Christoph Klein. Das Programm des Kurses umfasst Fragen zum sinnvollen Einsatz von Videos, Grundlegendes zur Bild- und Tongestaltung sowie die Erarbeitung einer einfachen Videobotschaft.
11. September, 9.15 bis 17.30 Uhr, Olten, Pfarrei St. Martin. Kosten 150 Franken. Anmeldung: presseverein@kath.ch (kipa)

Die Zahl

225 Milliarden Franken. – Eine von Swissaid und der Erklärung von Bern in Auftrag gegebene Studie thematisiert den Rohstoffhandel von Schweizer Firmen mit afrikanischen Staaten. Demnach haben die zehn wichtigsten Exportländer von 2011 bis 2013 mit dem Ölverkauf umgerechnet 225 Milliarden Franken eingenommen – 56 Prozent der gesamten Staatseinnahmen. Die Organisationen fordern die Schweizer Regierung auf, Schweizer Handelsfirmen gesetzlich zur Offenlegung von Zahlungen an Regierungen und staatliche Firmen zu verpflichten, wie Swissaid gegenüber der Presseagentur Kipa sagte. Zwischen 2011 und 2013 kauften in Genf oder Zug domizilierte Rohstoffhändler staatliches afrikanisches Rohöl im Wert von umgerechnet fast 50 Milliarden Franken. Dies entspricht rund 12 Prozent der Gesamtbudgets aller 10 untersuchten Sub-Sahara-Staaten. (kipa)

Zeitstriche

Trikot-Tausch. *Die 23 Spieler von Fussball-Vizeweltmeister Argentinien haben ein Trikot mit allen Unterschriften des Kaders an Papst Franziskus geschickt. Kipa-Karikaturistin Monika Zimmermann meint: Viel interessanter fände ich, wenn der Papst im Gegenzug die argentinische Mannschaft mit seinem Trikot beglücken würde.* (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
29.7.14 / Nr. 30

kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Traumjob zwischen Himmel und Erde

Der abtretende Schweizer Zirkuspfarrer Ernst Heller blickt zurück

Von Vera Rüttimann

Zirkuspfarrer Ernst Heller mit einem Mitglied der Truppe des Zirkus Knie

Zürich. – Der bekannte Zirkus- und Schausteller-Pfarrer Ernst Heller hat am 27. Juli in Luzern seinen letzten Zirkus-Gottesdienst gefeiert. Danach gibt er den Stab weiter an seinen Nachfolger Adrian Bolzern. Im Interview mit Kipa-Woche gibt der 67-Jährige einen Einblick in seine 15-jährige Tätigkeit als «rollender» Zirkus-Pfarrer und seine weiteren Pläne.

An welche Momente Ihrer Tätigkeit erinnern Sie sich besonders gerne?

Ein solcher Moment war schon meine Einsetzung als Zirkus- und Schausteller-Pfarrer am 25. Juli 1999. Ich hatte eine solche Freude, dass ich endlich meinen Traumberuf ausüben konnte. Danach folgten so viele schöne Momente, dass es schwer fällt, besondere hervorzuheben. Hier nur einige: Taufen wie die der Knie-Sprösslinge Yvan-Frédéric Knie und Chris Rui, die Momente vor dem Artisteneingang hinter dem Zelt, wenn Tiere und Künstler nervös auf ihren Einsatz warteten, die Einsegnung der Achterbahn «Silverstar» im Europapark in Rust auf schwindelerregender Höhe, wobei ich mit 130 Sachen in die Tiefe rauschte.

Welche Fähigkeiten braucht Ihr Nachfolger, und was kommt auf ihn zu?

Adrian Bolzern braucht für seine neue Gemeinde Sensibilität und Einfühlungsvermögen, um ihre Werte und Mentalität zu verstehen. Mit autoritärem Auftreten erreicht man hier nichts. Schon gar nicht durch schnelle Antworten. Als feinfühlige Künstler, die bei ihrer Arbeit buchstäblich zwischen Himmel und Erde schweben, wissen sie, dass ihr Leben in der Hand einer höheren Macht liegt. Ihre religiösen Fragen an einen Seelsorger sind spannend, aber nicht immer bequem.

Adrian Bolzern braucht weiter eine spirituelle Offenheit, denn das fahrende Volk ist religiös – und abergläubisch. Amulette als Glücksbringer und Segnungen zum Schutz vor Unheil sind ihnen wichtig. In diesem Job muss man

Editorial

Krieg und Hass. *– Gaza, Ukraine, Irak, Syrien, Libyen: Es herrscht Krieg, und die Bilder von Leid und Zerstörung suchen uns immer häufiger heim. Zerbombt, was ein Stadtteil von Gaza war, und ein junger Palästinenser rettet aus dem Trümmerfeld, was noch zu retten ist. In seinen Händen Teile des Korans. In seinem Herzen vielleicht Hass.*

Derweil wird auch in der Schweiz wieder einmal gegen Juden gehetzt, vereinzelt auch zu Gewalt gegen sie aufgerufen. Facebook & Co. sind patente Plattformen, um die israelische Offensive im Gazastreifen zu kritisieren, gleichzeitig aber dem Irrtum aufzusitzen, dass das Internet ein rechtsfreier Raum ist, in dem man antisemitische und rassistische Impulse ungefiltert verbreiten kann, ohne rechtliche Konsequenzen fürchten zu müssen. Doch erste Anzeigen sind erfolgt und zeigen, dass dem mitnichten so ist.

Josef Bossart

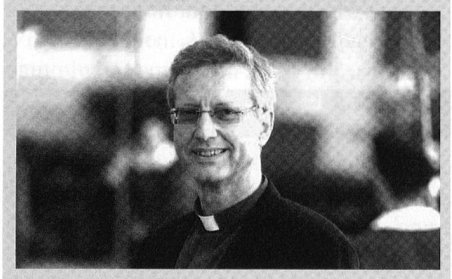
Das Zitat

Auch ich habe Angst. – «Wir Juden haben im Laufe der 2000 Jahre der Verfolgung und Diskriminierung eine Paranoia entwickelt: Wir haben Angst. Angst, wieder diskriminiert und verfolgt zu werden. Die Antwort unserer Regierung auf diese Angst ist Härte und Stärke. Wir glauben, es reicht, genug stark zu sein, um jegliches Unheil und jegliche Katastrophe abzuwenden. Ich meine aber, dass die Stärke, die Macht allein nicht ausreichen; wir müssen einen Weg finden, diese Macht und die Stärke in eine positive, konstruktive Richtung zu lenken. Auch ich habe Angst – schliesslich bin ich Jude –, aber die Angst ist für mich ein Antrieb, ein Gefühl, das sich positiv nutzen lässt.»

*Der Jude **Jonatan Peled** (77) im Interview mit dem Mediendienst von **Caritas Schweiz**. Er leitet die israelische Organisation Friendship Village. Sie bietet mit Caritas und einer palästinensischen Partnerorganisation Dialog-Workshops für junge politisch aktive Israelis und Palästinenser an.* (kipa)

Namen & Notizen

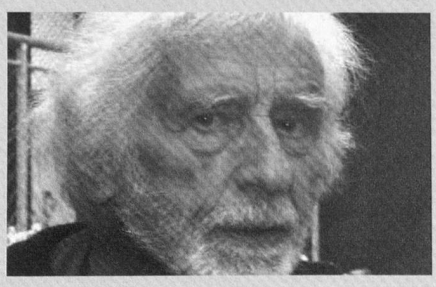
Alain de Raemy. – Gegen eine Abschaffung des Pflichtzölibats für Priester hat sich der 55-jährige Freiburger Weihbischof ausgesprochen. Der Zöli-



bat habe eine lange Tradition, die beim «revolutionären Lebensstil Jesu» anfange, sagte de Raemy in einem Interview. Auch werde der Entscheid, Priester zu werden und damit sexuell enthaltsam zu leben, aus freien Stücken getroffen. Das Priesteramt sei nicht nur ein Beruf, sondern eine «Lebenseinstellung», und da gehöre der Zölibat dazu. Für ihn bestätige sich der Zölibat je länger desto mehr als einzige Lebensform, die er sich als Priester vorstellen könne. (kipa / Bild: Paul Haring)

Wiliam Schomali. – Der Jerusalemer Weihbischof hat die Parteien im israelisch-palästinensischen Konflikt zur Rückkehr an den Verhandlungstisch aufgerufen. Sollte die gegenwärtige Welle der Gewalt anhalten, befürchte er verstärkte Abwanderung der Christen aus dem Heiligen Land, sagte der Palästinenser in einem Interview. Bereits jetzt lägen die Christen in Gaza «in den letzten Zügen». (kipa)

Alois Spichtig. – Der Schweizer Grafiker und Bildhauer ist am 24. Juli an seinem Wohnort in Sachseln OW 87-



jährig gestorben. Spichtig hat über 40 Kirchen und Kapellen in der ganzen Schweiz künstlerisch gestaltet, darunter 15 liturgische Räume in seinem Heimatkanton Obwalden. 2010 ist der Mitbegründer des Museums Bruder Klaus in Sachseln mit dem Obwaldner Kulturpreis ausgezeichnet worden. (kipa / Bild: zVg)

Freund, Seelsorger, Ratgeber und ein klein wenig auch Clown sein.

Was haben Sie durch diese Leute und von ihnen gelernt?

Ich habe viele bemerkenswerte Menschen getroffen, die mit grosser Opferbereitschaft alles wagen und nie mutlos werden. Sie lehrten mich, stets Botschafter der Freude zu sein. So wie mich auch Papst Franziskus in einer Privataudienz dazu ermutigt hat. Er sagte zu mir: «Umarmen Sie diese Leute, denn sie sind Botschafter der Freude, die diese Welt so nötig hat!»

Weiter habe ich erkannt: Wir brauchen Priester mit einem offenen Herzen und die wie Jorge Bergoglio an die Ränder gehen. Ich bin tief überzeugt: Jesus wäre heute ganz bestimmt im Zirkuszelt und am Markstand zu finden gewesen.

Wer trug in allen diesen Jahren denn das Licht zu Ihnen?

Die Menschen selber, die mich tragen und mit denen ich lachen kann. Lachen befreit, Stress ist Gift. Wenn ich mental müde bin, lass ich mich von der Figur des Clowns inspirieren. Sie sind wie die Glaubenden im Kern Gottessucher: Beide stolpern manchmal, rappeln sich aber wieder auf und suchen weiter. Grössen wie «Grock» und Charly Chaplin waren Lichtbringer und Himmelsläufer, die Menschen Momente des Glücks schenkten.

Kraft geben mir auch Menschen hinter Klostermauern. Immer wieder besuche ich deshalb das Benediktinerinnenkloster in Sarnen. Dieser Ort ist für mich wie ein «Elektrizitätswerk». Dort lebt meine Tante und Alt-Äbtissin Schwester Martina. Gemeinsam mit den anderen Schwestern betet sie viel für mich. Geschieht etwas Gutes, sage ich ihnen: «Euer Gebet hat genützt.»

Durch Ihre Arbeit als Pfarrer mit Entertainer-Qualitäten wurden Sie über die Schweiz hinaus bekannt. Sie haben aber auch Kritiker.

Das stimmt. Mein geselliges Wesen und meine Kontakte zu Prominenten aus Politik und Wirtschaft wie zu Ex-Porsche-Chef Wendelin Wiedeking oder zu Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder lösten bei einigen Unverständnis aus. Das schmerzt mich, weil diese Leute mein Wesen nicht verstehen. Für sie war ich nur der «Showbiz-Pfarrer». Zum einen konnte ich viele Prominente als Spender für die von mir gegründete Philipp-Neri-Stiftung gewinnen, welche in Not geratene Zirkusleute und Schausteller finanziell und sozial unterstützt. Zum andern möchte ich stets, dass die Welt ein wenig fröhlicher und heller wird. Negatives umgibt uns genug.

Bald beginnt für Sie ein neuer Lebensabschnitt. Wie wird das sein, nicht mehr so im Manegen-Licht zu stehen?

Die «Entschleunigung» wird sicher nicht einfach. Viele Jahre war ich täglich unterwegs mit meinem Auto oder Wohnmobil. In meiner Wohnung war ich selbst oft nur auf Durchreise. Angst vor einem Loch, das kommen könnte, habe ich nicht. Sollten dennoch dunkle Gedanken auftauchen, vertreibe ich sie mit dem Spiel auf meiner Klarinette Frieda. Mit ihr kann ich emotional Schleusen öffnen. Bei mir wie bei anderen. Die Musik ist und bleibt die Wurzel für meine innere Kraft.

Angst vor dem Alter habe ich nicht. Wichtig ist die Einstellung dazu. Auch beim Älter-Werden sind Menschen, die den «Clown» in sich tragen, meine Vorbilder. Peter Ustinov etwa hat sich bis ins hohe Alter etwas von diesem kindlichen Staunen, dieser Neugier und Freude bewahrt.

Ernst Heller ohne Zirkus, geht das?

Ich werde ihn sicher immer wieder geniessen, diesen Zauber, der mich seit meiner Kindheit in den Bann zieht. Nun werde ich die Taufen, Trauungen und Premièren-Besuche meinem Nachfolger Adrian Bolzern überlassen. Das ist auch richtig so. So kann er in diese Aufgabe hineinwachsen und sie mit seinem eigenen Stil prägen.

Wie sehen Ihre Zukunftspläne aus?

Nachdem ich meinen Nachfolger weiter eingearbeitet habe, folgt wohl ein längerer Klosteraufenthalt. Ich spüre aber nach wie vor einen grossen inneren Entdeckerdrang in mir. Schon in meiner Gymnasialzeit in der Marienburg, wo ich von Steyler-Missionaren unterrichtet wurde, begeisterten mich die Berichte ihrer Arbeit in anderen Regionen. Inspiriert von solchen Leuten, möchte ich ebenfalls Entwicklungsprojekte in armen Ländern unterstützen. Als Erstes plane ich ein solches in der brasilianischen Stadt Recife. Obdachlose Kinder und Jugendliche, die auf der Strasse leben, liegen mir dabei besonders am Herzen.

Werden Sie dabei den «Zirkus-Pfarrer» in sich ablegen können?

Nein, bestimmt nicht. Ich werde wohl weiter ein «Clown Gottes» bleiben. So hat mich schon der Theologe Leo Karrer in seiner Predigt an meiner Primiz genannt. Wenn ich Menschen weiter Freude bringen und eine Lichtspur legen kann, dann bin ich ein glücklicher Mensch. (kipa / Bild: Vera Rüttimann)

Das gefährliche Fremde ist gesichtslos

Botschaft der Schweizer Bischöfe zum 1. August

Freiburg. – Die Botschaft der Schweizer Bischöfe zum Nationalfeiertag vom 1. August handelt von «Identität, Zusammenleben und Abschottung in der Schweiz». Verfasst hat den umfangreichen Text alt Bischof Pier Giacomo Grampa. Darin warnt er auch vor dem «gefährlichen Fremden».

Im Gegensatz zu den realen Ausländern, die ein Gesicht hätten und mit denen man sprechen und sich auseinandersetzen könne, gebe es in der Schweiz auch «unsichtbare» Fremde, vor denen man Angst haben müsse und «von denen man eigenartigerweise nie als Bedrohung spricht». Sie hätten kein Gesicht, ein Treffen mit ihnen sei unmöglich, doch bestimmten sie die Bedingungen für unser Leben. Sie seien für das Zusammenleben eine wirkliche Gefahr.

Für den emeritierten Tessiner Bischof sind diese «gefährlichen Fremden» die «internationalen Finanzgesellschaften, die ganze Wirtschaftssysteme zusammenbrechen lassen, nur durch das Verschieben von Vermögen, ohne Werte zu schaffen.» Er nennt auch «verbrecherische Clans, die zur Geldwäsche Unternehmen und Gewerbebetriebe unter ihre Kontrolle bringen und den Gewinn ihrer Massagesalons und Bordelle über den Finanzmarkt verschieben».

Einheit in der Vielfalt

In seiner Botschaft erinnert der emeritierte Bischof von Lugano an die «Identität des Schweizer Volkes», die sich immer aus unterschiedlichen Sprachen, Konfessionen, Kulturen und Traditionen zusammensetzte. Er verweist aber auch auf die biblischen und christlichen Werte, welche die Schweiz bis jetzt prägen. Diese Werte müssten jedoch immer wieder neu interpretiert und gelebt werden. Grundlage dafür seien letztlich die Worte Jesu: «Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen» und «Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan».

Aktuelle Anknüpfung für Grampas Überlegungen sind die Abstimmung vom 9. Februar 2014 über die «Masseneinwanderungsinitiative», vom Volk angenommen, sowie die Abstimmung vom 30. November über die «Ecopop-Initiative». Diese verlangt, dass die Nettozuwanderung in die Schweiz auf höchstens 0,2 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung zu begrenzen sei.

Nicht mehr am Bettag

Seit 2011 wenden sich die Schweizer Bischöfe in Abkehr einer langen Tradition nicht mehr am eidgenössischen Bettag an die schweizerische Öffentlichkeit, sondern am 1. August.

Die Bettagshirtenbriefe hätten kaum mehr die breite Öffentlichkeit erreicht, hiess es dazu aus der Bischofskonferenz. Auch habe die Bedeutung des Bettags für die breite Bevölkerung stark abgenommen. Zudem würden am Bettag vielerorts ökumenische Anlässe durchgeführt, und da passe ein Hirtenbrief nur von katholischer Seite schlecht hinein.

Alt Bischof Pier Giacomo Grampa

Das alltägliche Leben der Christen in der Schweiz präge auch heute die Welt mit, hatte Bischof Charles Morerod, Vizepräsident der Schweizer Bischofskonferenz (SBK), 2013 in der Botschaft zum Bundesfeiertag vom 1. August geschrieben. Jede Geste, die vom Evangelium inspiriert sei, habe ihre Wirkung und sei gleichsam eine «öffentliche, christliche Positionierung».

2012 hatte der St. Galler Bischof Markus Büchel, derzeit SBK-Präsident, in der Botschaft zum 1. August davor gewarnt, den Sparhebel bei den Bedürftigen anzusetzen. Christlicher Umgang mit Geld bedeute, sich für eine gerechte Verteilung der Güter einzusetzen. Gefordert seien politischer Einsatz, karitatives Engagement für Menschen in unserer Umgebung und schliesslich auch Entwicklungszusammenarbeit.

2011 war der Einsiedler Abt Martin Werlen der Verfasser der bischöflichen Botschaft zum 1. August. Die Kirche sei politisch, und zwar an vorderster Front. Werlen betonte die Bedeutung des politischen Engagements für die Kirche und alle Getauften. Selbst wenn die Kirche als solche keine Parteipolitik mache, ergreife sie dennoch Partei: «Wer immer das Evangelium verkündet, ergreift Partei für den Menschen.»

Botschaft im Wortlaut: www.bischoefe.ch

(kipa / Bild: Jean-Claude Gadmer)

Kurz & knapp

«Hört auf damit, bitte.» – Papst Franziskus hat dazu aufgerufen, die aktuellen Konflikte in Nahost, im Irak und in der Ukraine mit Klugheit und im Dialog zu lösen. Er appellierte am 27. Juli an alle Konfliktparteien: «Hört auf damit, bitte. Ich bitte euch von ganzem Herzen, es ist jetzt die Stunde, um damit aufzuhören.» Im Mittelpunkt aller Entscheidungen dürften nicht Eigeninteressen, sondern müssten das Gemeinwohl und der Respekt gegenüber jedem einzelnen Menschen stehen. (kipa)

Ignorante Bischöfe. – Die Ahndung von sexuellem Missbrauch wird laut Vatikan oft durch mangelnde Kenntnisse der Bischöfe im katholischen Kirchenrecht behindert. «Das Problem sind nicht so sehr die Instrumente, die zur Verfügung stehen, sondern eher ihre Kenntnis und korrekte Anwendung», sagte der Präsident des Päpstlichen Rates für die Gesetzestexte, Kardinal Francesco Coccopalmerio. (kipa)

In Mafia-Hochburg. – Papst Franziskus hat bei einem Besuch in der süditalienischen Mafia-Hochburg Caserta alle Formen von Korruption und Illegalität verurteilt. Man müsse Gott die Ehre geben und Nein sagen zu allem Bösen, zu aller Gewalt und aller Unterdrückung, sagte er am 26. Juli bei einer Messe vor rund 200.000 Gläubigen. In der Region verbrennt die Camorra im grossen Stil illegal giftige Abfälle, dies mit gravierenden gesundheitlichen Folgen für die Bewohner. (kipa)

Kein Spielraum. – Der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, hat bekräftigt, dass es in der katholische Lehre keinen Spielraum für Änderungen im kirchlichen Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen gebe. Deren Zulassung zur Kommunion sei nicht möglich, weil sie dem Dogma von der absoluten Unauflöslichkeit der Ehe widerspreche, so Müller in einem Interview. (kipa)

Gegen Christen-Vertreibung. – Aus Protest gegen die Vertreibung von Christen aus dem irakischen Mossul durch die islamistische Terrorgruppe «Islamischer Staat» (IS) sind am 25. Juli in Zürich rund 500 Personen auf die Strasse gegangen. IS sei eine «Bedrohung für die gesamte Menschheit», erklärte die Jugendgruppe der «European Syriac Union». (kipa)

Die Erzbischöfe von Mussul rufen um Hilfe

Erbil. – In einem dramatischen Aufruf an die internationale Staatengemeinschaft rufen die Erzbischöfe von Mossul im Irak zu mehr Hilfe von aussen für die irakischen Minderheiten auf.

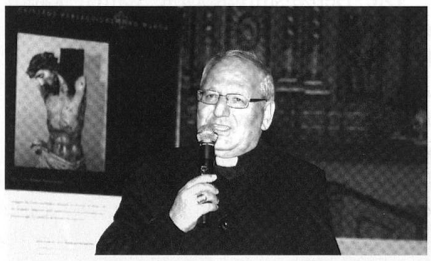
Angesichts der nach wie vor in Teilen des Landes herrschenden Gewalt erklärten sie in dem vom internationalen Hilfswerk Kirche in Not am 28. Juli verbreiteten Appell: «Wir, die Erzbischöfe von Mossul aller Konfessionen, sind in Erbil, Ankawa, unter dem Vorsitz seiner Seligkeit, Patriarch Raphael Louis I Sako zusammengekommen. Wir sind schockiert, schmerzerfüllt und besorgt über das, was den unschuldigen Christen in Mossul aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit zugestossen ist.»

Verbrechen an der Menschlichkeit

Das Geschehen sei ein Verbrechen an der Menschlichkeit, wie Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon es ausdrückte und laut dem Generalsekretär der Arabischen Liga, Nabil Elaraby, ein «beschämender Schandfleck, der nicht toleriert werden sollte». Die Bischöfe verurteilen diese «Verbrechen», welche eine offensichtliche Verfolgung darstellten.

In dem Aufruf erklären die Erzbischöfe, sie verlangten von der Regierung ihres Staates Schutz für die Christen und andere Minderheiten, finanzielle Unterstützung für die vertriebenen Familien, die alles verloren haben, und die Auflistung aller Schäden zwecks Entschädigung. Weiter sagten die Erzbischöfe: «Wir fordern Menschen mit einem Gewissen im Irak und in der ganzen Welt auf, Druck auf diese Militanten auszuüben, damit sie mit der Zerstörung von Kirchen und Klöstern und der Verbrennung von Schriften und Reliquien des christlichen Erbes aufhören, das auch ein wertvolles Erbe des Irak und der ganzen Welt ist.»

Behauptungen, es habe eine Vereinbarung zwischen Militanten und Männern der Kirche gegeben, seien ganz und



Patriarch Raphael Louis Sako

gar unwahr, denn was geschehen sei, «ist ein absolutes Verbrechen und kann weder geleugnet noch gerechtfertigt werden.»

Einst 50.000 Christen in Mossul

Mossul galt einst als Hochburg der Christen im Irak. Vor der US-amerikanischen Invasion im Irak im Jahr 2003 lebten nach Schätzungen rund 50.000 Angehörige verschiedener Kirchen in Mossul. Vor der Besetzung durch die islamistische Terrorgruppe sollen es bereits nur noch weniger als 10.000 gewesen sein. Die islamistische Terrorgruppe hatte die Christen aufgefordert, die Stadt bis zum 19. Juli zu verlassen, zum Islam überzutreten oder ein Schutzgeld zu bezahlen. Andernfalls drohe ihnen der Tod. Viele Christen sind inzwischen geflohen. Wie viele in der Stadt verbleiben, ist unklar. (kipa / Bild: Kirche in Not)

Daten & Termine

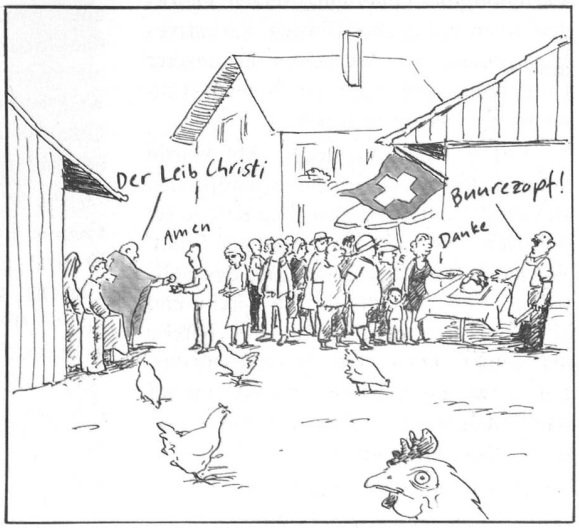
29. August. – Verfolgt man mit der Religion eine Vision, einen Traum? Oder ist der Glaube nichts anderes als ein Trauma, eine Illusion? Ein interreligiöses Sommersymposium der Marienkirche in Ins BE geht dieser Frage nach. Eingeladen wurden Vertreterinnen und Vertreter aus Christentum, Judentum, Islam, Buddhismus und Humanismus. Mit ihnen soll «ohne Scheuklappen zum Kern der Religion» vorgestossen werden.
Freitag, 29. August, 13.30 bis 18.30 Uhr. Details: www.kathbern.ch/ins (kipa)

Die Zahl

150. – Mehr als 150 Personen in der Schweiz sind bereit, Flüchtlingen eine private Unterkunft anzubieten. Sie reagieren damit auf einen Aufruf der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) vom letzten Herbst. Das Pilotprojekt soll nach den Sommerferien im Kanton Waadt starten. Die Dauer der Unterbringung beträgt laut SFH in jedem Fall mindestens drei Monate. Die Menschen kommen vorwiegend aus Syrien und sind vorläufig Aufgenommene, Personen mit Ausweis F oder Asylsuchende, bei denen eine grosse Chance auf ein Bleiberecht in der Schweiz besteht. Anfang Juli hatten sich die Steyler Missionare bereit erklärt, 60 syrische Flüchtlinge im ehemaligen Gymnasium Marienburg in Thal/Reineck SG aufzunehmen. Diese sind Teil des Kontingents von 500 Flüchtlingen, welche die Schweiz aufnimmt. Im syrisch-orthodoxen Kloster in Arth SZ, das sich im November zur Aufnahme von bis zu zehn syrischen Flüchtlingen bereit erklärt hatte, wohnen bislang keine Flüchtlinge. (kipa)

Zeitstriche

Auf Bauernhöfen. *– 2014 ist laut Uno Internationales Jahr der bäuerlichen Familienbetriebe. Deshalb ermuntert die Schweizerische reformierte Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft Kirchgemeinden und Pfarrpersonen, Gottesdienste auf Bauernhöfen durchzuführen. – Karikaturistin Monika Zimmermann hat sich davon für eine katholische Gottesdienst-Variante inspirieren lassen.* (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

SKZ 31–32/2014

DIE DOPPELSTRUKTUR PRODUKTIV NUTZEN

DOPPEL-STRUKTUR

Die demokratisch-föderalistische Tradition der Schweiz und die hierarchische Struktur der römisch-katholischen Weltkirche scheinen auf den ersten Blick kaum vereinbar zu sein. In vielen Kantonen der deutschsprachigen Schweiz existieren neben der kirchenrechtlich verfassten Kirche auch staatskirchenrechtliche Gremien. Diese «Doppelstruktur» kann in eine produktive Zusammen-arbeit münden, wie hier am Beispiel der römisch-katholischen Kirche der Stadt Luzern gezeigt werden soll.

Das Modell Luzern: Zusammen planen und entscheiden

Die Katholische Kirche Stadt Luzern zählt rund 35 000 Mitglieder. Sie ist organisiert in einer Kirchgemeinde mit gewähltem Kirchenrat und Kirchenparlament und einem Pastoralraum mit acht Pfarreien und sechs Bereichen (Fachstellen). Im Leitbild 2001[1] bekennen sich die betroffenen Gremien zur gemeinsamen, systematischen Weiterentwicklung der für eine Zusammenarbeit notwendigen Grundlagen, Gefässe und Instrumente, kurz dem «Modell Luzern».

Die Entwicklung des Modells basiert auf zwei Grundsätzen:

- Eine partnerschaftliche Zusammenarbeit verlangt ebenbürtige Partner und Verbindlichkeit.
- Die gemeinsame Steuerung geschieht auf der strategischen Ebene.

Auf Augenhöhe und verbindlich

Der Kirchenrat war als Exekutive der Kirchgemeinde Luzern schon immer einer Gesamtsicht für die Stadt verpflichtet. Parallel zum Ausbau seiner Geschäftsstelle verlagerte sich die eigene Tätigkeit zunehmend auf die strategische Ebene. Die gewählten Mitglieder dieser Kollegialbehörde tragen Mehrheitsentscheide verbindlich mit und vertreten sie gegen aussen geschlossen. Die erste Herausforderung auf kirchenrechtlicher Seite bestand deshalb darin, ein Gremium zu schaffen, welches dem Kirchenrat auf Augenhöhe begegnen kann. Für diese Rolle bot sich der bestehende Dekanatsvorstand an, der durch die ebenfalls gewählten Pfarrer und Gemeindeleitenden gebildet wurde und somit alle kirchenrechtlichen Leitungspersonen vereinte. Um auf eine Stufe mit dem Kirchenrat zu gelangen, mussten die Entscheidungskapazität erhöht und die Verbindlichkeit der Entscheide gesichert werden. Unter anderem wurden ein Monatsrhythmus für die Sitzungen eingeführt, ein Ratssekretariat für die Vor- und Nachbereitung der Sitzungen geschaffen, und im Sinne einer verbindlichen Selbstverpflichtung wurde vereinbart, dass bei einer qualifizierten Dreiviertelmehrheit die unterlegene Minderheit den Mehrheitsbeschluss akzeptiert und mitträgt.

Der von Bistumsseite angestossene Prozess der Bildung von Pastoralräumen bot in einer zweiten Phase die Chance, im Pastoralraumkonzept[2] die bisherigen Strukturen zu übernehmen und sie kirchenrechtlich besser abzusichern. Im diözesanen Pastoralraumstatut[3] wird der Pastoralraumleitung unter anderem die Verantwortung für die Umsetzung der beschlossenen Konzepte übertragen und ihr dazu die entsprechende Weisungsbefugnis gegenüber Pfarreileitungen eingeräumt. Zudem kann sie bei fehlendem Konsens im Pastoralraumteam selber einen Entscheid herbeiführen.

Für das Partnergremium des Kirchenrates war der Namenswechsel von Dekanatsvorstand zu Pastoralraumteam auch verbunden mit einer klaren Zuweisung der Verantwortung für die Erarbeitung einer pastoralen Gesamtstrategie im Pastoralraum. Damit wird die strategische Führungsverantwortung dieses Gremiums explizit betont und von allen Mitgliedern eine Gesamtsicht verlangt.

Die Strategie ist entscheidend

Strategische und operative Ebene sind klar zu unterscheiden. Auf der strategischen Ebene werden Zielsetzungen für die verschiedenen Zuständigkeitsbereiche der beiden Hälften der kirchlichen Doppelstruktur entwickelt und im Sinne einer gemeinsamen Steuerung miteinander in Einklang gebracht. Die Umsetzung dieser Konzepte und Strategien geschieht dann auf der operativen Ebene. Auf dieser Ebene sind die Zuständigkeiten in beiden Strängen der kirchlichen Doppelstruktur intern klar geregelt.

Gefässe für die gemeinsame Steuerung

In der kirchlichen Doppelstruktur stehen sich zwei Organisationen mit je eigener Zuständigkeit und Unternehmenskultur gegenüber. Für eine gemeinsame Steuerung reicht es deshalb nicht, dass sich die Leitungsgremien beider Organisationen auf Augenhöhe begegnen können, es braucht auch ein Gefäss, welches die beiden Organisationen für diese Aufgabe im direkten Gespräch zusammenführt. In Luzern ist der «Doppelrat» – mit seinen Mitgliederinstanzen Kirchenrat und Pastoralraumteam – das strategische Koordinationsgremium für die Zusammenarbeit von Kirchgemeinde und Pastoralraum. Er hat insbesondere folgende Aufgaben:

Georg Vogel ist Koordinator des Pastoralraums Stadt Luzern, Mitglied im Doppelausschuss und Leiter der gesamtstädtischen Seelsorgestellen.

[1] www.kathluzern.ch/downloads/grundlagenpapiere-und-rechtssaetze.html
[2] Ebd.
[3] www.bistum-basel.ch/de/Dokumente-Formulare/Pastoralraume-Dossier.html

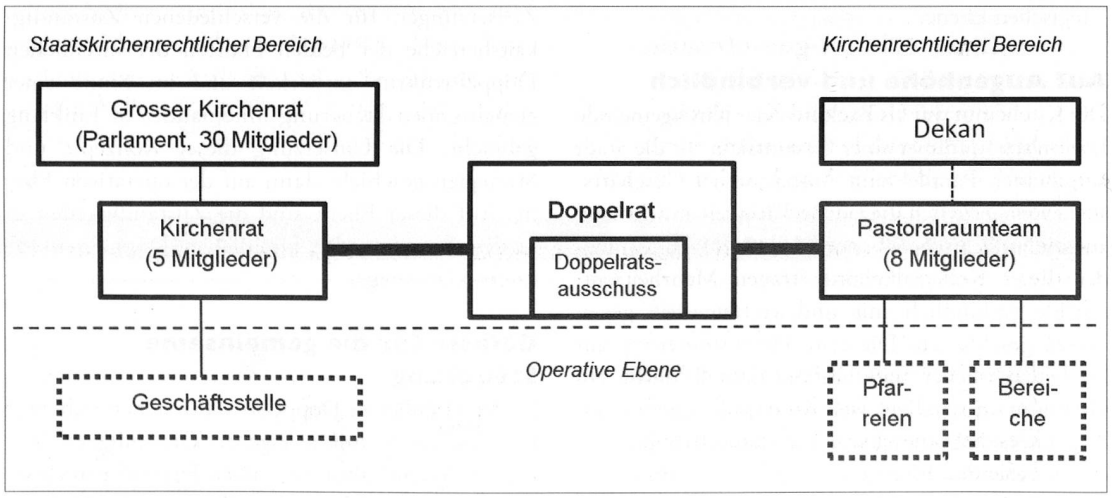
DOPPEL-
STRUKTUR

– Informations- und Meinungsaustausch über alle gegenseitig interessierenden Themen;
– Entwicklung und Vereinbarung von gemeinsamen Strategien und Projekten;
– Mehrjährige Rahmenvereinbarungen mit den Pfarreien oder mit den Leistungserbringern (kirchenrechtliche Organisationseinheiten oder weitere Leistungserbringer) über die Erfüllung gemeinsamer Aufgaben (Ziele, Leistungen und finanzielle Abgeltung).

Die Entscheidungen des Doppelrates kommen durch übereinstimmende Beschlüsse der beiden Mitgliederinstanzen zu Stande. Eine Geschäftsordnung regelt die Verfahren der Entscheidungsvorbereitung und Entscheidungsfindung im Doppelrat.

Das operative Koordinationsgremium, welches nebst der Koordination der Tätigkeiten der Kirchgemeinde und des Pastoralraums insbesondere die Aufgabe hat, die Entscheidungsunterlagen und Sitzungen des Doppelrats vorzubereiten und dessen Beschlüsse auszuführen sowie die Jahresvereinbarungen (auf der Basis der Rahmenvereinbarungen) abzuschliessen und zu überprüfen, ist der Doppelrats-Ausschuss. Diesem gehören das Präsidium des Kirchenrats und die Pastoralraumleitung an. Die Geschäftsführung der Kirchgemeinde und die Koordinationsstelle des Pastoralraums nehmen an den Sitzungen beider Koordinationsgremien mit beratender Stimme teil.

Schema Zusammenarbeitsstruktur



Grundlagen

Basis für Regelung der partnerschaftlichen Zusammenarbeit sind das Kirchgemeindegesetz der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Luzern von 2007,[4] welches in § 5 die Aufgaben der Kirchgemeinden wie folgt umschreibt: «Die Kirchgemeinden sorgen auf ihrem Gemeindegebiet für die religiöse Betreuung der Katholikinnen und Katholiken durch die römisch-katholische Kirche (...).» Genannt wird in der anschliessenden Aufzählung insbesondere die Sicherstellung der Leitung der Pfarrei, der Verkündigung des Glaubens, des Feierns des Glaubens, des Glaubenslebens (inkl. Diakonie), der ökumenischen Zusammenarbeit und des interreligiösen Dialogs, der Infrastruktur und der Erfüllung der von der Landeskirche übertragenen Aufgaben sowie Verwaltungsaufgaben (inklusive Finanzen).

Diese Vorgaben werden in der Gemeindeordnung der Katholischen Kirchgemeinde Luzern von 2009[5] übernommen und in Art. 3.1 mit dem entsprechenden Quellenverweis wie folgt zusammengefasst: «Sie [die Kirchgemeinde] sorgt in Zusammenarbeit mit den kirchenrechtlichen Institutionen insbesondere für die Erfüllung folgender Aufgaben: a. Seelsorge, Gottesdienste; b. Verkündigung, Bildung; c. Diakonie; d. Gemeinschaftsbildung.»

Die Zusammenarbeit wird in Art. 5 dieser Gemeindeordnung näher spezifiziert: «1. Die Kirchgemeinde und die kirchenrechtlich zuständigen Organisationseinheiten planen gemeinsam, vereinbaren Ziele und verständigen sich auf eine sinnvolle Aufgabenteilung. 2. Finanziert die Kirchgemeinde eine durch eine kirchenrechtlich zuständige Organisationseinheit zu erfüllende Aufgabe, werden Leistungsvereinbarungen abgeschlossen. Diese umschreiben insbesondere die Leistungen, die finanzielle Abgeltung, den Leistungserbringer und die Vertragsdauer. 3. Die Kirchgemeinde überprüft zusammen mit der kirchenrechtlich zuständigen Organisationseinheitperiodisch die Zielerreichung, die Erforderlichkeit des Angebots und die Eignung des Leistungserbringers. 4. Die Bestimmungen von Abs. 1 bis 3 finden auf die Zusammenarbeit mit weiteren Leistungserbringern sinngemäss Anwendung.» In Art. 33

[4] www.lukath.ch/de/angebotehilfsmittel/dokumentefs/gesetzessammlung/
[5] www.kathluzern.ch/downloads/grundlagenpapiere-und-rechtssaetze.html

wird die Zusammenarbeit mit den Pfarreien nach demselben Schema nochmals separat ausgeführt.

In der Organisationsverordnung der Katholischen Kirchgemeinde Luzern von 2010[6] werden in Art. 23 bis 25 die oben beschriebenen Koordinationsgefässe Doppelrat und Doppelrats-Ausschuss, deren Aufgaben, Zusammensetzung und Arbeitsweise festgehalten.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass auf kirchenrechtlicher Seite bei der Erarbeitung des Organisationskonzepts im Rahmen der Errichtung des Pastoralraums Luzern 2008 auf ausdrücklichen Wunsch des Ordinariats in Solothurn keine Verbindungsstellen zur staatskirchenrechtlichen Seite beschrieben oder im Organigramm aufscheinen durften. Es blieb daher nichts anderes übrig, als im Organisationskonzept des Pastoralraums festzuhalten, dass das bestehende Zusammenarbeitsmodell aus der Planungsphase als Zusammenarbeitsmodell für die weitere Arbeit übernommen wird und die Steuergruppe (= Doppelrats-Ausschuss) diese Zusammenarbeit weiter koordinieren wird.

Trotz fehlender Grundlagen auf kirchenrechtlicher Seite ist die Entwicklung dieses Zusammenarbeitsmodells ein gemeinsames Werk. Bedingt durch die Blockade auf kirchenrechtlicher Seite wurde der Pastoralraum aktiv in die Erarbeitung der entsprechenden Artikel in der Gemeindeordnung und Organisationsverordnung der Katholischen Kirchgemeinde Luzern einbezogen, um so eine gemeinsame Basis zu schaffen.

Instrumente für die gemeinsame Steuerung

Ein Gebilde in der Grösse und Komplexität der Katholischen Kirche Stadt Luzern verlangt einen hohen Organisationsgrad, was sich auch in den Instrumenten widerspiegelt. Diese Instrumente sind einerseits hierarchisch geordnet, anderseits dem Führungskreislauf zugeordnet (siehe nebenstehende Grafik):

Leitbild 2001
Pastorale Planung 2014–2020 (in Arbeit)[7]
Strategien, Politiken, Konzepte[8]
Gesamtplanung und Berichterstattung[9]
basierend auf:
Rahmenvereinbarungen
Jahresvereinbarungen und -berichte
Teilglobalbudgets
Evaluationsinstrumente und
Selbstevaluationsworkshops

Kritische Würdigung

Das «Modell Luzern» versucht die Grundsätze der Wirkungsorientierten Verwaltungsführung respektive des New Public Managements auf die spezifische Situation der Katholischen Kirche Stadt Luzern zu übertragen. Die lokalen äusseren Rahmenbedingungen haben das Modell also mitgeprägt. Ebenso prägend waren in diesem Prozess aber konkrete Personen, welche durch ihr klares Bekenntnis zu einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit in der kirchlichen Doppelstruktur nebst den organisatorischen Veränderungen auch einen entscheidenden Mentalitätswandel herbeigeführt haben. Der gemeinsame Wille zur Zusammenarbeit ist die entscheidende Grundlage dieses Modells.

Die parlamentarische Struktur der Kirchgemeinde erleichtert einerseits die Übernahme politischer Führungsinstrumente, verlangt anderseits aber auch einen hohen Formalisierungsgrad insbesondere bezüglich Planung und Berichterstattung. Dies ist für die Pastoral eine Herausforderung und verlangt insbesondere von den Pfarreiteams längerfristiges Planen und definierte Schriftlichkeit. Zugleich erleichtert dies aber auch die Führung auf der neuen Ebene Pastoralraum.

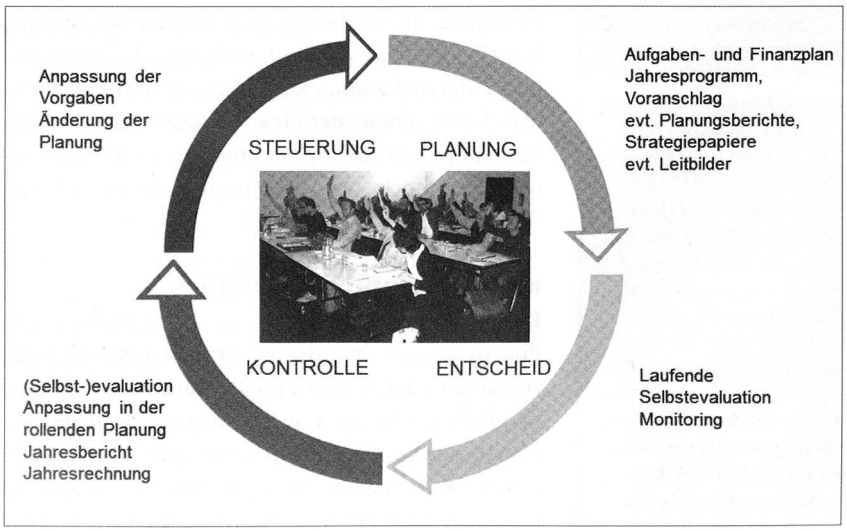
In den Beratungsgremien auf Pfarreiebene (Pfarreiräte), in gemischten Kommissionen zu gesamtstädtischen Themen und durch die demokratischen Instrumente der Kirchgemeinde (vom Kirchgemeindeparlament bis zur Volksabstimmung) bestehen vielfältige Möglichkeiten der Mitsprache und Mitbestimmung. Insbesondere das Kirchgemeindeparlament ist heute besser informiert und stärker in Entscheidungsprozesse einbezogen. Dies wird von Pfarreiräten teilweise als Abwertung erlebt. Allerdings hängt die gefühlte Gewichtsverschiebung auch mit der Errichtung des Pastoralraums zusammen. Mit dem Pastoralraum gewinnt die Gesamtsicht zunehmend an Bedeutung. Anderseits eröffnen sich den Pfarreien zum Beispiel durch die Teilglobalbudgets auf der operativen Ebene neue unternehmerische Freiheiten.

Georg Vogel

DOPPEL-
STRUKTUR

[6] Ebd.
[7] www.kathluzern.ch/downloads/weitere-publikationen-und-dokumente.html
[8] www.kathluzern.ch/downloads/grundlagenpapiere-und-rechtssaetze.html
[9] www.kathluzern.ch/downloads/geschaefte-des-grossen-kirchenrates.html

Führungskreislauf



WALLFAHRT

NEUE IMPULSE FÜR EIN URALTES PILGERZIEL

Geh, geh endlich in das Land, das ich dir zeigen werde!» Mit diesen Worten wurde Abraham zum Aufbruch aufgefordert. Auch heute folgen immer mehr Menschen einem Ruf, nehmen viele Kilometer unter die Füsse und viele Strapazen auf sich, um einen für sie besonderen Ort zu erreichen.

Seit dem Mittelalter haben sich für Pilger drei Ziele herauskristallisiert: Jerusalem mit der Grabes- und Auferstehungskirche Jesu, Rom mit dem Petrus-Grab als Zentrum der (katholischen) Kirche und Santiago de Compostela mit dem Grab des Heiligen Jakobus des Älteren. Dieser stand im Ruf, als Schlachtenhelfer massgeblich zur Reconquista, zur christlichen Rückeroberung der iberischen Halbinsel von den Muslimen, beigetragen zu haben. Jerusalem hatte natürlich als Ursprungsort des Christentums eine besondere Stellung. Freilich, die Stadt war und ist bis heute auch Mitte der jüdischen Welt und ebenso den Muslimen heilig. Die geopolitischen Wirren und wechselnden Machtverhältnisse im Heiligen Land machten das Pilgern nach Jerusalem für Christen aus dem Westen jahrhundertelang fast unmöglich. Santiago profitierte von dieser Situation und etablierte sich als *«der»* Pilgerort in Europa. Wenn das Heilige Land schon nicht den Muslimen entrissen werden konnte, so wenigstens die spanische Halbinsel. So entstanden zahlreiche Wege nach Santiago, die sich auch dank Einreise-Erleichterungen und Zollerlassen für Pilger einer grossen Beliebtheit erfreuten.

Postmoderne grüsst Mittelalter

In den letzten Jahren erlebte der Jakobusweg einen regelrechten Boom. 215 880 Pilger legten 2013 mindestens die letzten 100 Kilometer des Jakobswegs zu Fuss zurück. Nahezu massentouristisch muten die Pilgerströme nach Santiago heute an, Ferse an Fussspitze, die Herbergen zum Bersten voll. Eigentlich ein paradoxer Zustand, suchen doch die meisten Pilger durch Langsamkeit, Verzicht und ein einfaches Leben abseits der Hektik und Reizüberflutung nach Impulsen für ihr Seelenleben. Und wissen sie überhaupt noch, wofür Santiago steht und wie der Wallfahrtsort entstanden ist?

«Ich bin dann mal weg» – für Jerusalem

Pilgern abseits der grossen Ströme und dennoch zu einem Ziel mit Weltbedeutung hin – das ist möglich. Dafür steht auch Christian Rutishauser, Provinzial der Schweizer Jesuiten, ein. «Eine globalisierte Welt braucht ein Pilgerziel mit Weltbedeutung», ist der Jerusalem-Pilger überzeugt. Er selber ist tief mit dem Land der Bibel verbunden. Und auch in Sachen Pilgern ein Experte – 2011 hat er sich vom Lassalle-Haus in der Zentralschweiz aus mit drei Freunden zu Fuss nach Jerusalem gemacht und sein Ziel nach sieben Monaten erreicht, wie in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» regelmässig kommentiert.[1] «Jerusalem ist ein Pilgerort von grösster Sinndichte. Spirituelle Tiefe für die Sinnsucher unserer Zeit entsteht, wenn die biblischen Orte, das Land und Jerusalem nicht nur im klimatisierten Bus abgefahren werden, sondern wenn man sich ihnen zu Fuss nähert, sich dabei die heiligen Texte neu erschliesst.»

Pilgern im Zeichen des Dialogs

Katholiken haben Rom und Santiago als Pilgerorte für sich allein, Mekka gehört ausschliesslich den Muslimen, Varanasi den Hindus. Jerusalem aber müssen sich Juden, Christen und Muslime teilen – niemand kann einen absoluten Anspruch darauf erheben. Die drei abrahamitischen Religionen haben in jeweils anderen Epochen ihren Stempel der Stadt Jerusalem aufgedrückt. In Jerusalem stehen also Nebeneinander und Miteinander im Mittelpunkt. So eröffnet diese Stadt Pilgernden noch eine zusätzliche Dimension, diejenige des interreligiösen Dialogs. Hier kann Pilgern nicht nur den eigenen Glauben stärken, sondern auch die Offenheit für eine andere Tradition. «Spirituelle Selbstvergewisserung darf nicht in religiöse Selbstbehauptung umschlagen», schreibt Rutishauser in seinem Buch. Aus den Überlegungen heraus, wie ein Pilgern gestaltet sein muss, das Spiritualität und Dialog gleichermassen gewichtet, ist ein neues Pilgerprojekt entstanden: eine Tagung zum Thema «Zu Fuss nach Jerusalem – Pilgern im Heiligen Land», die diesen Sommer im Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn, in Berlin und in Wien stattfindet (siehe Randspalte).

Tradition trifft Expertenwissen

Die alte Tradition des Pilgerns zu Fuss im Heiligen Land wird von drei Experten aus verschiedenen Bereichen wieder aufgegriffen: Neben Christian Rutishauser, der unter anderem Delegationsmitglied der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen mit dem Judentum ist, sind auch Andreas Götze, Landespfarrer für interreligiösen Dialog in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg und Vorstand des Jerusalemvereins, sowie Georg Rössler, Inhaber einer auf Pilgerwanderreisen spezialisierten Agentur in Israel, an diesem Projekt beteiligt. Angesprochen sind Leute, die sich selbst, zusammen

Sabrina Durante ist im Bereich Öffentlichkeitsarbeit und Medien im Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn (Edlibach) tätig.

[1] Die SKZ berichtete zwischen dem Beginn der Jerusalem-Wallfahrt (SKZ-Ausgabe vom 2. Juni 2011) und deren Ende regelmässig darüber (der «Schlussbericht» findet sich in: SKZ 29–30/2013, 510–513). Die Pilgerreise ist in Christian Rutishausers Buch «Zu Fuss nach Jerusalem» (Patmos 2013), im Gedichtband «Zu Fuss bis Jerusalem» von Hildegard Aepli (Echter 2012), im Pilgerblog unter www.blog.lassalle-haus.org und im Dokumentarfilm «Die Schrittweisen» festgehalten.

Zu Fuss nach Jerusalem – Pilgern im Heiligen Land Spirituell: interreligiös, friedenspolitisch
Die Tagung wird dreimal durchgeführt:
25.–27. August 2014, MO 15 Uhr bis MI 13 Uhr: Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 6313 Edlibach (ZG);
1.–3. September 2014, MO 15 Uhr bis MI 13 Uhr: Kardinal König Haus, Kardinal König Platz 3, A-1130 Wien;
15.–17. September 2014, MO 15 Uhr bis MI 13 Uhr: Jerusalemverein im Berliner Missionswerk, Georgenkirchstrasse 70, D-10249 Berlin.
Informationen und Anmeldung unter www.zu-fuss-nach-jerusalem.org

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Ausschreibung

Die auf den 1. Februar 2015 vakant werdende *Seelsorgestelle an der Psychiatrischen Klinik Königsfelden* (AG) wird für einen Priester, Diakon bzw. eine Laientheologin/einen Laientheologen als Klinikseelsorger/-in (80 %) zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (siehe Inserat).
Interessierte Personen melden sich bitte bis zum 28. August 2014 beim Bischöflichen Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch

BISTUM CHUR

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte:
Msgr. *Klaus Rohrer* zum Spiritual des Klosters St. Johann Baptist in Müstair;
Dekan *Paul Schlienger* zum Rector Ecclesiae der Wallfahrtskirche Ziteil in der Pfarrei Salouf;
P. *Blazej Benisz* SAC zum Vikar der Pfarrei Hll. Georg und Zeno in Arth;
P. *Michael D'Almeida* SAC zum Vikar für die Pfarreien Hl. Ulrich in Sedorf, Hl. Idda in Bauen und Hl. Theodul in Isenthal im Seelsorgeraum Seedorf-Bauen-Isenthal;
Andreas Falow zum Pfarrvikar der Pfarrei U. L. F. von Fatima in Andeer;
Martin Geisser zum Pfarradministrator der Pfarrei Hl. Konrad in Schübelbach;
Shaju Joy zum Vikar der Pfarreien St. Martin und Bruder Klaus in Altdorf im Seelsorgeraum Altdorf;
Alfred Suter zum mitarbeitenden Priester in der Pfarrei Hl. Antonius v. P. in Egg (ZH) und im Pfarr-Vikariat Hl. Franziskus in Maur-Ebmatingen.

Missio canonica

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilte die bischöfliche Beauftragung (*missio canonica*) an:
Zeno Cavigelli-Enderlin als Pastoralassistent der Pfarrei Maria Frieden in Dübendorf;
Jasmine Guderzo als Pastoralassistentin der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Bülach;
Holger Jünemann als Pastoralassistent der Pfarrei Hl. Adelrich in Freienbach;
Ursula Ruhstaller als Pastoralassistentin der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Schattdorf.

Ausschreibung

Die Pfarrei Hll. Peter und Paul in Cazis wird auf den 1. November 2014 zur Neubesetzung durch einen Pfarrer ausgeschrieben.

Interessenten sind gebeten, sich bis zum 28. August 2014 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofsrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Im Herrn verschieden

Hans Wicki, Klosterseelsorger, Brunnen
Er wurde am 12. Januar 1948 in Zürich geboren und am 26. März 1977 in Chur zum Priester geweiht. Sein Pastoraljahr nach der Priesterweihe absolvierte er von 1977 bis 1978 als Vikar in der Pfarrei Hl. Andreas, Uster (ZH). Anschliessend wirkte er als Pfarrhelfer in Bürglen (UR), bis er im Jahre 1991 zum Pfarrer der Pfarrei Mariä Himmelfahrt, Göschenen (UR), ernannt wurde. Dort amtete er bis 1996. Danach wurde er Klosterseelsorger im Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz Ingenbohl in Brunnen (SZ). Ein Jahr später wurde er zudem zum Rector Ecclesiae im Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz in Brunnen ernannt. Diese beiden Aufgaben nahm er bis zuletzt wahr. Von 1998 bis 2004 übernahm er zusätzlich die Pfarradministratur der Pfarrei Hl. Nikolaus, Lauerz (SZ). Er verstarb am 23. Juli 2014 im Kantonsspital in Baar (ZG) und wurde am 28. Juli 2014 auf dem Klosterfriedhof der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Kreuz in Brunnen beerdigt.

Chur, 24. Juli 2014 *Bischöfliche Kanzlei*

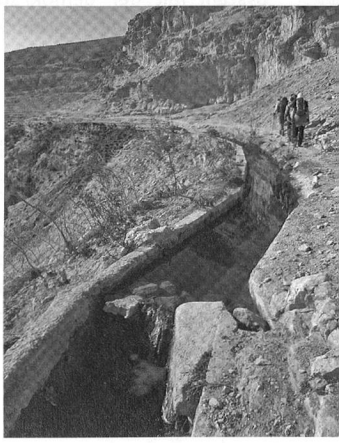
mit Gleichgesinnten oder mit ihren Gemeinden auf den Weg nach Jerusalem machen möchten. Eine Pilgergruppe im Heiligen Land zu begleiten, erfordert spirituelles und praktisches Wissen zugleich. Neben Fragen der Logistik und der technischen Hilfsmittel stellt sich auch die Frage, wie sich Besinnung auf das grosse Ziel hin stiften lässt, wie sich der Weg nach Jerusalem und zum leeren Grab zu einem wirklich spirituellen Glaubensweg ausgestalten lässt. Die biblischen Orte und die Landschaft – auch «das fünfte Evangelium» genannt – sollen sich auf dem Weg zu Fuss erschliessen.

Auch schwierige Begegnungen nicht scheuen

Jerusalem ist bekanntlich auch Zankapfel für Israelis und Palästinenser, für Fromme und Säkulare, für Nationalisten und religiös Suchende. Die biblische Geschichte wird hier in die Geschichte von heute verlängert, deren Spannungen bisweilen nicht einfach auszuhalten sind. Jerusalem ist Ort der Sammlung des Unterschiedlichsten. Da Angrenzung und Abgrenzung einüben, Grenzen wahrnehmen und respektieren, sie aber auch überwinden, ist an sich schon eine spirituelle Herausforderung. So ist auch das Thema «Begegnungen mit Palästinensern und Israelis» Gegenstand eines Vortrages.

Der Weg und das Ziel

Beim Pilgern zähle der Weg mehr als das Ziel, heisst es. «Ja und nein», meint Christian Rutishauser. «Der innere Weg ist zentral: Beim Pilgern soll sich der Mensch besinnen, woher er kommt, wohin er geht und was seine letzte Bestimmung ist. Das Ziel aber ist nicht beliebig: Heilige Stätten sind Erinnerungsorte, die nicht nur äussere Geschichte markieren, sondern auch spirituelles Geschehen und Ideen zur Anschauung verkörpern.» Wenn sich Pilger unterschiedlicher Herkunft in dieselbe Geschichte einzuschreiben versuchen, entsteht religiöse Identität, die nicht platt und einfach, sondern vielschichtig und dynamisch ist. Es entsteht ein geistiger Raum zum Bewohnen. Ihn will Rutishauser mit seinem Pilgerprojekt gerade für Sinnsuchende öffnen. *Sabrina Durante*



DOKUMENTATION RKZ

«Weil wir gemeinsam mehr bewirken. Für die Kirche. Für die Menschen»

Die Plenarversammlung der RKZ vom 27./28. Juni 2014 in Chur befasste sich mit einer breiten Palette von Themen: Mit der Wahl von Renata Asal (Luzern) nimmt eine zweite Frau im RKZ-Präsidium Einsitz. Mit einem neuen Kommunikationskonzept will die Zentralkonferenz auf die Bedeutung der schweizerischen Ebene aufmerksam machen und noch besser informieren. Mit Empfehlungen zum «Vademecum» leistet sie einen Beitrag zur Weiterentwicklung des Staatskirchenrechts. Und mit zahlreichen Beschlüssen zur Organisation und Finanzierung kommt die RKZ ihrem statutarischen Auftrag nach, Voraussetzungen zu schaffen und Hilfe zur Erfüllung pastoraler Aufgaben auf sprachregionaler und gesamtschweizerischer Ebene zu leisten (Statut Art. 3).

«Wir haben etwas zu bieten! Wir wollen durch unser Handeln und unsere Kommunikation zeigen, dass es die RKZ als nationales Dach der katholischen Körperschaften braucht, dass sie notwendig und vor allem, dass sie nützlich ist, für die Kirche und unsere Körperschaften.» So lautete eine der zentralen Botschaften der präsidialen Eröffnungsworte von Hans Wüst (SG). Und mit Verweis auf die massive Ablehnung der Volksinitiative zur Abschaffung der Kirchensteuern juristischer Personen im Kanton Zürich betonte er den «grossen gesellschaftlichen Rückhalt der Kirchen». Zudem bestätige das Resultat «auch unser System mit der demokratischen Organisation und der damit verbundenen Möglichkeit zur Erhebung von Kirchensteuern».

Wahlen in RKZ-Gremien

Für ihre Arbeit benötigt die RKZ neben Geld auch Frauen und Männer, die sich inhaltlich engagieren und die nötige Zeit aufbringen. Deshalb stand das Thema «Wahlen» ganz oben auf der Traktandenliste. Mit Renata Asal, RKZ-Delegierte der Luzerner Landeskirche, wurde eine Heilpädagogin, Juristin, Familienfrau und erfahrene Synodalrätin ins Präsidium gewählt. Dieses besteht nun aus drei Männern (Hans Wüst, Luc Humbel, Benno Schnüriger) und zwei Frauen (Susana Garcia, Renata Asal) aus vier Bistümern (St. Gallen, Basel, Chur, Lausanne-Genf-Freiburg). Zudem wurde Verwaltungsdirektor Thomas Franck (SG) zum Präsidenten der Finanzkommission und der neue Generalsekretär der Zürcher Körperschaft, Markus Hodel, zum Mitglied dieser Kommission gewählt.

Kommunikationskonzept und neuer Auftritt

Die Genehmigung eines Kommunikationskonzeptes und die Präsentation eines neuen optischen Auftritts machen deutlich, dass die RKZ der Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit einen höheren Stellenwert beimessen will. Es geht darum, anschaulicher aufzuzeigen, wofür die RKZ steht und was die Mittel bewirken, die sie für rund 50 Institutionen der römisch-katholischen Kirche auf schweizerischer und sprachregionaler Ebene bereitstellt.

Erhöhung der Zielsumme

Eine lebhafte Diskussion löste die Festlegung der Zielsumme für die RKZ-Beiträge 2015 aus. Ihre Erhöhung um 3 Prozent war unbestritten. Die RKZ kann demzufolge im nächsten Jahr 235 000 Franken mehr für die gesamtschweizerischen und sprachregionalen Aufgaben bereitstellen, was den Rückgang des Inlandbeitrags des Fastenopfers von 300 000 Franken zu einem guten Teil ausgleicht. Stehen für 2014 8 700 000 Franken zur Verfügung, sind es für 2015 noch 8 635 000 Franken.

Solidarität ist unteilbar

Zu reden gab jedoch, dass der RKZ durch Minderleistungen diverser Mitglieder im kommenden Jahr voraussichtlich knapp 1 Million Franken entgehen. Jene Kantone und Bistümer, die nicht den erwarteten Beitrag entrichten, wurden ohne Gegenstimme aufgefordert, die Minderleistungen zu verringern. Wo dies nicht möglich sei, bedürfe das der Begründung. Vor allem jene Mitglieder, von denen hohe RKZ-Beiträge zur Entlastung der finanziell Schwächeren erwartet werden, wiesen darauf hin, dass die Solidarität nicht überstrapaziert werden dürfe. Finanzielle Transparenz, ernsthaftes Bemühen aller zur Leistung der vollen Beiträge sowie ein Verteilschlüssel, der die schwierige Balance zwischen Solidarität und Gerechtigkeit wahrt, sind von grösster Bedeutung. Zudem gilt es, den Zweck der RKZ-Beiträge nicht aus den Augen zu verlieren: Von den rund 11 Millionen Franken, die das Budget der RKZ 2015 vorsieht, sind rund 10,5 Millionen für pastorale Aufgaben der Kirche bestimmt.

Grundlagen für die Steuerung der Medien- und Bildungsarbeit

Für die von der RKZ mitfinanzierten gesamtschweizerischen und sprachregionalen Einrichtungen wurden neben finanziellen Beschlüssen auch organisatorische Entscheidungen getroffen. So verabschiedete die RKZ ein Rahmen- und Redaktionsstatut für die sprachregionale Medienarbeit und ein Organisationsreglement für die berufsbezogene Bildungsarbeit. Diese Reglemente bilden die Grundlage für die Umsetzung wichtiger Reorganisationsprojekte (siehe Separat 1).

Empfehlungen zum «Vademecum»: Es geht um gegenseitige Ergänzung und Unterstützung

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten die Empfehlungen der Kommission für Staatskirchenrecht und Religionsrecht der RKZ zum sogenannten «Vademecum für die Zusammenarbeit von katholischer Kirche und staatskirchenrechtlichen Körperschaften in der Schweiz». In seiner Einführung betonte der Kommissionspräsident Benno Schnüriger (ZH), dass es ein wichtiger Beitrag der Schweizer Bischöfe zur Weiterentwicklung der Zusammenarbeit von kirchlichen und staatskirchenrechtlichen Instanzen sei. Diese Weiterentwicklung erfordere ein partnerschaftliches Miteinander. Bei der Präsentation des wissenschaftlichen Berichts zum «Vademecum» habe Kardinal Francesco Coccopalmerio in diesem Sinn «Debatten, Tagungen und Fortbildungen» angeregt, die «unter dem Patronat» von Bischofskonferenz und RKZ stattfinden sollen. Kritisch äussert sich das Positionspapier der RKZ zur Tendenz des «Vademecums», die Körperschaften auf die Aufgabe der Mittelbeschaffung zu reduzieren. Demgegenüber hält das Papier der RKZ fest, dass auch die Beschlussfassung über die Mittelverwendung in ihre finanzielle Verantwortung gehört. Noch wichtiger ist, dass die Mitglieder der Körperschaften das Haus der Kirche nicht nur finanzieren, sie bauen daran mit, bringen ihre Kräfte und Fähigkeiten ein und bewohnen dieses «Haus aus lebendigen Steinen» gemeinsam mit den Amtsträgern und kirchlichen Mitarbeitenden. Ausdrücklich wird festgehalten, dass die geforderte Partnerschaft nicht mit der Vorstellung zu verwechseln sei, dass kirchliche und staatskirchenrechtliche Instanzen die gleichen Rechte haben. Vielmehr geht es darum, die Unterschiede betreffend Aufgaben und Zuständigkeiten als hilfreiche gegenseitige Ergänzung und Unterstützung zu verstehen und nicht im Sinne einer einseitigen Über- bzw. Unterordnung zu interpretieren (vgl. Separat 2).

Zahlreiche Gäste und ein Abschied

Die RKZ arbeitete an ihrer Versammlung nicht nur Traktanden ab. Am Vorabend besichtigten die Delegierten die kürzlich renovierte Churer Kathedrale und die Ausgrabungen der Stephanskirche. Zudem stellte Prof. Christian Cebulj (Theologische Hochschule Chur) das Konzept einer familienbiographischen Katechese vor. Dieses fragt nicht nur, welche Familien die Kirche braucht, sondern auch, welche Art von Kirche die Familien brauchen.

Die Gäste, welche die Bündner Landeskirche eingeladen hatte,

dokumentierten die wichtige Stellung der kantonalkirchlichen Körperschaft zwischen Kirche und Staat wie in der Ökumene. So nahmen der Diözesanbischof Vitus Huonder und Weihbischof Marian Eleganti, aber auch die Regierungsräte Mario Cavigelli und Martin Jäger, Standespräsident Hans Peter Michel, Vertreter der evangelisch-reformierten Kirche sowie die Rektorin der Theologischen Hochschule Chur, Eva-Maria Faber, am Vorabendprogramm teil und beehrten die RKZ mit Grussworten, deren gemeinsamer Nenner das konstruktive Miteinander war, sei es zwischen Kirchen und Staat, in Ökumene und interreligiöser Zusammenarbeit oder innerhalb der römisch-katholischen Kirche.

Nach 15 Jahren engagierter Mitarbeit in zahlreichen Gremien der RKZ und der Mitfinanzierung wurde am Ende der Sitzung Giorgio Prestele (ZH) mit grossem Dank verabschiedet. An den Schluss seiner Abschiedsworte stellte der langjährige Generalsekretär der Katholischen Kirche im Kanton Zürich den Wunsch: «Lasst Euch das Kirche-Sein nie und nimmer nehmen, habt viel Herz und ein gutes Gespür für Euer kirchliches Wirken!»

Separat 1: Bündelung der Kräfte – konkret

Wer die Medienmitteilungen der RKZ regelmässig liest, kennt die Forderung nach der «Bündelung der Kräfte». Dass es sich nicht bloss um ein Schlagwort handelt, dokumentieren mehrere grosse Vorhaben, die kurz vor der Umsetzung stehen:

Drei sprachregionale Zentren für die Medienarbeit

Die sprachregionale Medienarbeit wird ab 1. Januar 2015 in drei Medienzentren gebündelt, welche von einer nationalen Klammer zusammengehalten werden und manche Aufgaben gemeinsam wahrnehmen. Das Rahmenstatut beschreibt den Auftrag dieser Medienzentren in den Bereichen Information, Verkündigung, Öffentlichkeitsarbeit und Dienstleistungen. Die medialen Inhalte sollen so erarbeitet werden, dass sie für die verschiedenen Kanäle (Online, Radio, TV, Print, Social Media usw.) verwendet werden können. Das Redaktionsstatut garantiert die äussere und innere Medienfreiheit und die Unabhängigkeit der Medienzentren auf der Basis der Loyalität gegenüber der römisch-katholischen Kirche. Es fordert die partnerschaftliche Zusammenarbeit der Medienzentren in der Ökumene, in Kooperationen mit dem Service public und mit Anbietern in privater Trägerschaft. Zur erwarteten publizistischen Grundhaltung der Medienzentren gehört zudem die Pflege der Meinungsvielfalt im öffentlichen Raum.

Zwei sprachregionale Zentren für die berufsbezogene Bildungsarbeit

Die berufsbezogenen Bildungsangebote auf sprachregionaler Ebene werden in der Romandie ab September 2014, in der Deutschschweiz ein Jahr später ebenfalls in Kompetenzzentren gebündelt. Das Organisationsreglement, das die Schweizer Bischofskonferenz nach Zustimmung von Fastenopfer und RKZ voraussichtlich per 1. Januar 2015 in Kraft setzen wird, regelt die Aufsicht und Koordination in diesem Bereich, aber auch die Qualitätssicherung und die gesamtschweizerische Kohärenz. In der Deutschschweiz wird in diesem Rahmen zudem die Arbeit von «ForModula» weitergeführt.

Ein sprachregionales Kompetenzzentrum für die Jugendpastoral

Die Institutionen, die in der Deutschschweiz jugendpastorale Aufgaben wahrnehmen, werden ab 2015 alle am selben Ort tätig sein. Ziele sind die Nutzung von Synergien und die Verstärkung von Austausch und Zusammenarbeit.

Anerkennung des grossen Einsatzes der Verantwortlichen

Da all diese Veränderungen für die jeweiligen Trägerschaften, die Verantwortlichen und die Mitarbeitenden, aber auch die Kooperationspartner von grosser Bedeutung sind, werden die betroffenen Institutionen den Zeitpunkt und die Auswirkungen der Veränderungen selbst kommunizieren. Die RKZ begrüsst diese Entwicklungen und dankt den Partnern im Rahmen der Mitfinanzierung (SBK, COR, DOK und Fastenopfer), vor allem aber den Trägerschaften und den Verantwortlichen für den grossen Einsatz, den solche Veränderungsprozesse erfordern.

Separat 2: Die RKZ und das «Vademecum»

Unter dem Titel «Katholische Kirche, staatskirchenrechtliche Körperschaften und Staat in der Schweiz» sind die Empfehlungen der RKZ zum «Vademecum» auf der Webseite der RKZ zugänglich unter: www.rkz.ch – Downloads – Positionspapiere (datiert vom 28. Juni 2014).

Ein erster Bericht und Beschlüsse der RKZ zum Vademecum wurden am 29./30. November 2013 am selben Ort aufgeschaltet: www.rkz.ch – Downloads – Positionspapiere (datiert vom 4. Dezember 2013).

Das «Vademecum» der Fachkommission katholische Kirche und Staat in der Schweiz der SBK ist zugänglich unter: www.bischoefe.ch/dokumente/anordnungen/vademecum

Der wissenschaftliche Bericht der Fachkommission katholische Kirche und Staat in der Schweiz der SBK ist soeben als Buch erschienen: Libero Gerosa (Hrsg.): Staatskirchenrechtliche Körperschaften im Dienst an der Sendung der katholischen Kirche in der Schweiz (= Kirchenrechtliche Bibliothek 16). (Lit-Verlag) Wien-Zürich 2014. Es ist im Buchhandel erhältlich.

Das Kurzreferat des Generalsekretärs der RKZ an der Buchpräsentation ist unter dem Titel «Die Abmachungen zwischen Diözesanbischöfen und staatskirchenrechtlichen Körperschaften: Ihre Bedeutung für die Zusammenarbeit im Dienste der Kirche» auf der Webseite der RKZ zugänglich unter: www.rkz.ch/upload/20140701105922.pdf *

Sämtliche Beiträge zur Buchvernissage vom 25. Juni 2014 sind zugänglich unter:
www.bischoefe.ch/dokumente/communiques/studie-ueber-das-verhaeltnis-von-kirche-und-staat-in-der-schweiz

Zürich, den 3. Juli 2014

Daniel Kosch

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Sabrina Durante, Lassalle Haus
Bad Schönbrunn, 6313 Edlibach
sabrina.durante@lassalle-haus.org
Prof. Dr. *Eva-Maria Faber*
Alte Schanfiggerstrasse 7–9
7000 Chur
eva-maria.faber@thchur.ch
Georg Vogel, Kath. Kirchgemeinde
Brünigstrasse 20, 6005 Luzern
georg.vogel@kathluzern.ch
Dr. *Rolf Weibel*
Wächselacher 24, 6370 Stans
dr.rolf.weibel@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
Telefax 041 429 52 05
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 169.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 98.–

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
*Redaktionsschluss und Schluss der Inserateannahme: Freitag der Vorwoche, **11.00 Uhr**.*
Das vollständige Impressum findet sich in der SKZ-Nr. 25/2014, S. 382.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Kirchgemeinde Dreikönigen

Wir suchen für unsere Pfarrei nach Vereinbarung einen/eine teamorientierte/n, begeisterungsfähige/n und kreative/n

Pastoralassistenten/Pastoralassistentin oder einen Ständigen Diakon (15–45%)

Aufgaben:
- **Verkündigung:** Vorbereitung auf die Sakramente, Predigtdienst, Erteilung von Religionsunterricht.
- **Liturgie:** Kreatives Gestalten von Gottesdiensten, Leitung von Beerdigungs- und Tauffeiern
- **Diakonie:** Begleitung, Besuche und Beziehungsarbeit

Anforderungen:
- Abgeschlossenes Theologiestudium
- Berufs- und Lebenserfahrung
- Kommunikative, kontaktfreudige und aufgestellte Persönlichkeit
- Selbstständigkeit und Kreativität

Was wir bieten:
- Mitarbeit in einem angenehmen Team
- Lebendige Pfarrei mit vielen Veranstaltungen
- Vielseitiges Betätigungsfeld
- Die Anstellungsbedingungen richten sich nach der Anstellungsordnung der Röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich

Bewerbung mit den üblichen Unterlagen ist schriftlich zu richten an:
Röm.-kath. Kirchenpflege Dreikönigen, Andreas Müller, Personalverantwortlicher der Kirchenpflege, Schulhausstrasse 22, 8002 Zürich

Für Auskünfte steht Ihnen der Personalverantwortliche, Andreas Müller, gerne zur Verfügung, Telefon 044 440 59 00.

Katholische Kirche im Kanton Zürich

www.dreikoenigen.ch

Opferlichte
EREMITA

Gut, schön, preiswert.

Coupon für Gratismuster

Name

Adresse

PLZ/Ort

Einsenden an:
Lienert-Kerzen AG
8840 Einsiedeln

LIENERT KERZEN

Infolge Pensionierung sucht die Römisch-Katholische Landeskirche im Aargau für die Psychiatrische Klinik Königsfelden eine/einen

Klinikseelsorger/-in 80%

Aufgaben:
- Seelsorgliche Begleitung der Patientinnen und Patienten und deren Angehörigen
- Gottesdienste, Gebete und Rituale
- Ansprechperson für die Klinikangestellten
- Zusammenarbeit mit Seelsorgenden der Pfarreien
- Unterstützung und Leitung der Freiwilligengruppen
- Mitarbeit bei spitalinternen Anlässen und Arbeitsgruppen
- Mitwirkung bei der Aus- und Weiterbildung der Mitarbeitenden
- Pikettdienst

Voraussetzungen:
- abgeschlossenes Theologiestudium und Berufseinführung (oder adäquater Abschluss)
- erfolgreiche pastorale Tätigkeit in einer Pfarrei oder zusätzlich auch in der Spital- oder Heimseelsorge
- Klinische Seelsorgeausbildung (CPT oder gleichwertig) oder die Bereitschaft, diese zu absolvieren
- Teamfähigkeit
- Bereitschaft zur ökumenischen und interreligiösen Zusammenarbeit
- Offenheit für neue Entwicklungen in der Spitallandschaft

Stellenantritt **1. Februar 2015.**

Auskünfte erteilt Ihnen der Fachstellenleiter Hans Niggeli, Römisch-Katholische Landeskirche im Aargau, Feerstrasse 8, 5001 Aarau, Telefon 062 832 42 77, hans.niggeli@kathaargau.ch

oder

die Stelleninhaberin
Agnes Oeschger, Telefon 056 462 22 55

Ihre Bewerbung senden Sie bitte bis **29. August 2014** an:

Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn oder personalamt@bistum-basel.ch

Römisch-Katholische Kirche im Aargau

Landeskirche

AZA 6002 LUZERN

SKZ 31–32 31. 7. 2014